

land

Weg von Öl und Gas

Wird die CO₂-Steuer einen Aufschwung bei Energiespar-Investitionen in Altbauwohnungen bringen?

Passer de l'oral à l'écrit

Parler trois, quatre, cinq langues ou plus est courant et encouragé au Luxembourg. Mais le multilinguisme est aussi source d'exclusion

Les gilets jaunes du patronat

Les petits patrons, Facebook et le péril populiste

Scène agitée

Avec *Terres arides*, Ian De Toffoli correspond bien au titre du cycle qui l'accueille : « Les Agitateurs »

Zerbrochenes Familienglück

Der Umgang der DP mit der Mobbing-Affäre um Monica Semedo ist symptomatisch für eine Partei, deren einziges Ziel der Machterhalt ist

SUPPLÉMENT JEUNESSE

Das Virus und die Jugend

Wie haben Jugendliche die Pandemie bisher erlebt, wie geht es ihnen mit den Schutzmaßnahmen, und worauf verzichten sie?

Photo : Sven Becker





Nach den
Wahlen 2018
war die Welt
noch in Ordnung

Zerbrochenes Familienglück

Luc Laboulle

Der Umgang der DP mit der Mobbing-Affäre um Monica Semedo ist symptomatisch für eine Partei, deren einziges Ziel der Machterhalt ist

„D'DP ass vill méi wéi eng Partei, d'DP ass eng grouss Famill“, heisst es in der ersten Ausgabe des Hochglanzwerbemagazins, das die Parteileitung um Familienministerin und DP-Präsidentin Corinne Cahen und Generalsekretär Claude Lamberty seit September 2020 alle zwei Monate herausgibt, um ihre Mitglieder bei Laune zu halten und neue Anhänger zu rekrutieren. Im hinteren Teil der Ausgabe findet sich ein Interview mit der EU-Abgeordneten Monica Semedo. Seit 2018 ist sie Teil der DP-Familie. Eigentlich hatte die prominente RTL-Moderatorin damals schon der CSV zugesagt, für sie im Ost-Bezirk auf Stimmenfang zu gehen. Doch im letzten Moment gelang es Premierminister Xavier Bettel (DP) noch, sie abzuwerben. Bei den Nationalwahlen 2018 verpasste Monica Semedo den Einzug in die Abgeordnetenkammer, ein Jahr später schaffte sie weit hinter Charles Goerens, doch deutlich vor Simone Beissel den Sprung ins Europaparlament. In der EU stehe die DP „fir eng reell Chancéglichheet a fir d'Fräiheet, fir säi Liewe kënnen oui

Contrainten ze gestalten“, erzählt die 36-jährige Semedo dem anonymen Redakteur des DP-Magazins.

Monica Semedo war ein Glücksfall für die DP. Kaum jemand verkörperte den liberalen Mythos des sozialen Aufstiegs so glaubhaft wie sie. Als jüngste Tochter einer kapverdischen Einwandererfamilie wächst sie Mitte der 1980er Jahre in Grevenmacher auf. Ihr Vater arbeitet im Baugewerbe, ihre Mutter als Reinigungskraft. Mit zweieinhalb Jahren kommt sie mit ihren Geschwistern in ein Kinderheim. Nur ein Jahr später wird Monica vom Musikproduzenten Jang Linster entdeckt. Zusammen landen sie mehrere Hits. Mit zwölf Jahren bekommt sie eine eigene Fernsehsendung auf RTL und avanciert zum größten Kinderstar seit Désirée Nobsch. Doch anders als ihre Vorgängerin strebt Monica keine Karriere im internationalen Film- und Showbusiness an, sondern beginnt ein Universitätsstudium. Nebenher moderiert sie weiter

für RTL. 2015 schließt sie ihr Studium mit einem Master in Politikwissenschaften ab, drei Jahre später entscheidet sie sich dazu, ihre Bekanntheit für eine politische Karriere einzusetzen. Mit Talent, eisernem Willen und harter Arbeit hatte sie es vom Mädchen aus der Maacher Unterschicht bis ins Europaparlament geschafft. Dort engagierte sie sich innerhalb der europäischen Fraktion Renew Europe vor allem für die Gleichstellung der Geschlechter und globale Gerechtigkeit.

Doch in der vergangenen Woche hat Monica Semedos Bilderbuchkarriere einen herben Rückschlag erlitten. Weil die Abgeordnete ihre drei Assistent/innen psychologisch belastigt hat, wurde sie am 18. Januar von Parlamentspräsident David Sassoli für zwei Wochen von den Arbeiten des EU-Parlaments ausgeschlossen und musste auf ihre Tagesgelder verzichten. Die drei Assistent/innen hatten nach nur sechs Monaten geschlossen gekündigt und das EU-Parlament informiert, das interne Ermittlungen anstellte. Die Vorwürfe gegen Monica Semedo wiegen schwer. Der Bericht wurde bislang nicht veröffentlicht, doch ein Beamter aus Sassolis Kabinett spricht gegenüber dem Magazin *Politico* von „countless offences, insults, aggressive treatment, intimidation and attacks in public“. Sollten diese Anschuldigungen sich bewahrheiten, hat Semedo nicht nur ihrem eigenen Ansehen, sondern auch dem ihrer Partei erheblich geschadet.

Die DP spielte den Vorfall zuerst herunter. Präsidentin Corinne Cahen schwieg, Generalsekretär Claude Lamberty beteuerte am Tag nach der Verkündung der Sanktionen durch Sassoli erst „vor wenigen Tagen“ von den Ermittlungen erfahren zu haben und erklärte das Dossier nach Semedos halbherziger Entschuldigung vorerst für geschlossen. Dass die DP lange Zeit nichts von den Ermittlungen gewusst haben soll, ist allerdings schwer zu glauben. Die drei Assistent/innen hatten bereits vor einem Jahr gekündigt, in den Fluren der Brüsseler Kommission und des Parlaments wurde getuschelt, spätestens im Sommer begannen Journalist/innen Fragen zu stellen. Selbst wenn Semedo die Parteileitung erst an Weihnachten offiziell über die Vorfälle informiert haben sollte, hätten Cahen und Lamberty es schon vorher mitbekommen und hätten Semedo es schon vorher mitbekommen und nachforschen müssen. Es sei denn das Verhältnis zwischen Partei und EU-Delegation ist derart angespannt, dass überhaupt kein Austausch mehr stattfindet. Vieles spricht aber dafür, dass die DP die Affäre unterschätzt hat oder sie einfach aussitzen wollte und darauf hoffte, dass sie nicht zu viel Staub aufwirbeln würde.

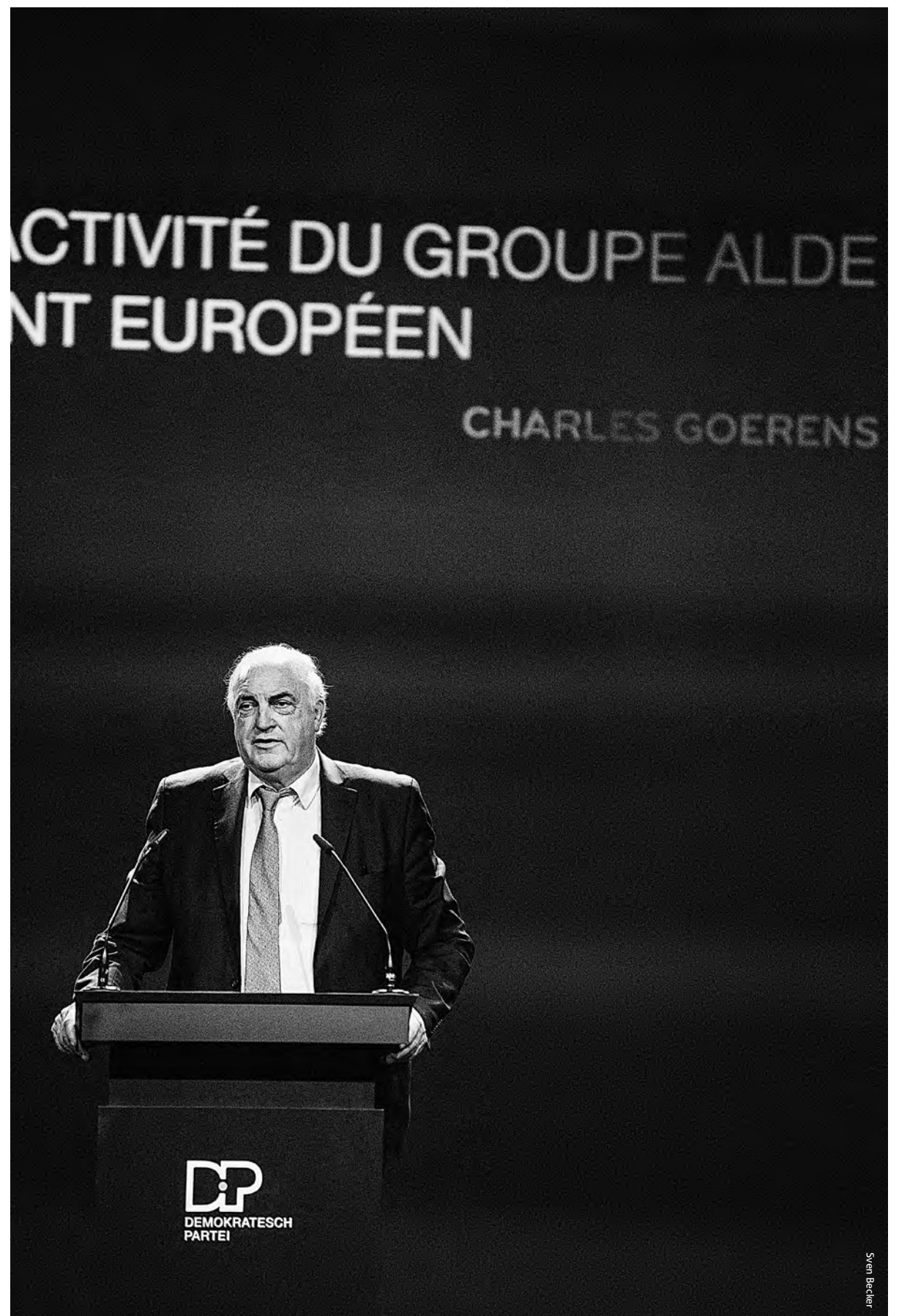
Am vergangenen Freitag relativierte Premierminister Bettel Lambertys Äußerungen. Mobbing sei kein Kavaliärsdelikt, betonte er

nach dem Regierungsrat. Gleichzeitig bekräftigte er die Opferrolle seiner Protegée: „D'Madamm Semedo ass um Buedem am Moment“. Am Montag äußerte sich endlich auch Parteichefin Corinne Cahen. In einer Videobotschaft distanzierte sie sich energisch von jeder Form von Mobbing und Belästigung. Die DP erinnerte sich wieder an ihre Werte (Freiheit, Respekt und Würde) und das Exekutivbüro beschloss, dem in den Statuten vorgesehenen Weisenrat („Comité des sages“) die Entscheidung über Ausschluss oder Verbleib Semedos in der DP zu überlassen.

Doch Monica Semedo griff der Entscheidung des Weisenrats vor, noch bevor dieser überhaupt zusammengestellt war. Am Mittwochabend verkündete sie über *Facebook* ihren Austritt aus der DP, weil sie kein Vertrauen mehr habe und der Rückhalt ihrer Partei „sich von einer Woche zur anderen geändert“ habe. Laut Semedo habe die DP ihr geraten, sich nicht selbst zu der Affäre zu äußern, was die Partei im Anschluss bestätigte. Nun wolle sie sich aber in einem Interview zu den Vorfällen äußern, schrieb Semedo. Seitdem rätselt fast die gesamte Presse, welchem Medium diese „Ehre“ wohl zuteil werden wird.

Damit hatte die Schlammschlacht begonnen. Anstatt das Problem doch noch intern zu lösen, rechtfertigte Cahen das Vorgehen ihrer Partei am Mittwoch gegenüber *RTL* damit, dass Semedo sich trotz stundenlanger Gespräche noch immer uneinsichtig gezeigt habe, und verlangte das Mandat im EU-Parlament zurück. Rein recht-

Monica Semedo war ein Glücksfall für die DP. Kaum jemand verkörperte den liberalen Mythos des sozialen Aufstiegs so glaubhaft wie sie



Konnte Monica Smedo im EU-Parlament tatsächlich auf die

Unterstützung des erfahrenen Charles Goerens zählen?

lich gesehen, gehört das Mandat aber der Trägerin. Monica Smedo kann demnach durchaus als Unabhängige im EU-Parlament bleiben, doch ihr Einfluss dort wäre wohl begrenzt. Angesichts der vielen Einzelstimmen, die Smedo auf sich versammeln konnte, ist Cahens Anspruch auf das Mandat zudem nur bedingt gerechtfertigt. Wurde Monica Smedo gewählt, weil sie auf der Liste der DP kandidiert hat oder konnte die DP der CSV einen Sitz abnehmen, weil die bekannte Moderatorin für sie angetreten ist? Vieles spricht für die zweite Variante.

Weder die DP noch Monica Smedo selbst haben sich im Umgang mit der Affäre besonders geschickt angestellt. Die EU-Abgeordnete wusste seit längerem, was auf sie zukommen würde, und hätte sich darauf vorbereiten können. Vielleicht hat sie den öffentlichen Druck unterschätzt.

Als sie an Weihnachten offiziell von den Ermittlungen erfuhr, hätte die Parteileitung ihre junge EU-Abgeordnete noch davor warnen können, vorschnell auf ihre Suspendierung zu reagieren und ihre hohen Ansprüche als Erklärung für ihr inakzeptables Verhalten anzuführen. Doch vielleicht steckte der Karren schon zu tief im Dreck, um ihn noch herausfahren zu können. Oder die DP entschied bewusst, Monica Smedo fallen zu lassen. Strafrechtliche Konsequenzen gegen sie sind nicht auszuschließen, doch dazu müssten die Opfer aktiv werden. Laut *Land*-Informationen habe EU-Parlamentspräsident Sassoli den drei Geschädigten wohl dazu geraten, in Brüssel Klage einzureichen.

Unklar ist, wie viel Unterstützung Smedo von ihrer Delegation erhielt. Der erfahrene Charles Goerens, Chef de délégation der DP im Europaparlament, warf Smedo kürzlich gegenüber *RTL* vor, sich zu Beginn ihrer Mandatsperiode „ein bisschen desorientiert gefühlt zu haben“, was für junge EU-Abgeordnete nicht außergewöhnlich sei, doch: „D'Madame Smedo wollt einfach am Ufank ze vill lass kappen, a wee vill lass kappt, muss bekanntlech och vill schëppen“, sagte Goerens, ohne auszuführen, was er genau damit meint. Sehr unterstützend klingen seine Aussagen nicht, auch wenn Goerens beteuerte, seine Hilfe angeboten zu haben, Smedo dieses Angebot aber abgelehnt habe. Eine parteiinterne Quelle bestätigt jedoch, dass die sozial engagierte Smedo nur bedingt auf die Hilfe des rechtsliberalen Goerens zählen konnte und auch sonst eher auf sich alleine gestellt war. Zumindest zwei der drei Assistent/innen, die ihr anfangs zur Seite gestellt wurden, verfügten über wenig Berufserfahrung, auf dem politischen Parkett in Brüssel und Straßburg kannten sie sich kaum aus. Eine Rechtfertigung für Smedos „psychologische Belästigung“ darf das aber keineswegs sein.

Die DP war stets darauf bedacht, kontroverse Diskussionen in der Öffentlichkeit zu vermeiden. Trotz gelegentlicher Entgleisungen konnte sie ihr mühsam aufgebautes Image einer mächtigen und glücklichen Familie wahren. Der Erfolg hat ihr recht gegeben. Seit ihrem Wahlsieg 2013 hat die Partei ein regelrechtes politisches Imperium aufgebaut. In der Regierung stellt sie den Premier- und den Finanzminister, im Parlament und im Staatsrat hat sie sich den Vorsitz gesichert. Der Posten am Europäischen Rechnungshof bleibt mit Joëlle Elvinger auch nach dem Rücktritt von Henri Grethen bei der DP. Auf kommunalpolitischer Ebene ist die Hauptstadt fest in der Hand der Liberalen und in Esch/Alzette sind sie seit 2017 im Schöffenrat vertreten. Auch in den Verwaltungsräten von wirtschaftlichen und kulturellen Einrichtungen sind wichtige Ämter mit Mitgliedern und Sympathisanten der DP besetzt. Durch Claude Meischs geplante Öffnung von Schuldirektorposten für Bewerber/innen aus der Privatwirtschaft könnte der DP-Staat noch weiter ausgebaut werden.

Mächtige Familien zeichnen sich oft durch eine strenge Hierarchie und einen kleinen Kreis von Entscheidungsträgern aus. Das gilt auch für die DP. Das letzte Wort in der Partei haben die Jugendfreunde Corinne Cahen und Xavier Bettel, der frühere Präsident Claude Meisch, vielleicht noch Vizepräsident Max Hahn und Generalsekretär Lamberty. Spätestens seit der Absetzung von Lambertys Vorgänger Marc Ruppert, der sich 2017 für „mehr Basisdemokratie“ und lebendigere Diskussionen einsetzen wollte, sind die Verhältnisse klar geregelt. Corinne Cahen hatte ein Exempel statuiert.

Die DP mit ihren (eigenen Angaben zufolge) 6 000 Mitgliedern ist zu einer Partei geworden, die einzig auf das Regieren und den Machterhalt ausgerichtet ist. Öffentliche und selbst interne Diskussionen über die inhaltliche Ausrichtung würden kaum noch geführt, viele Parteigänger/innen seien zufrieden, weil die DP-Familie sie mit einem Amt oder einem wichtigen Posten für ihre Treue zur Partei belohnt habe, heißt es aus DP-Kreisen. Neue Mitglieder seien vor allem auf Karrierechancen bedacht, die ihnen die Möglichkeit bieten, sich im Schein der Macht zu sonnen. Die DP verfolge das vorrangige Ziel, für alle wählbar zu bleiben.

Die These von der ideologiefreien Partei, als die die DP sich manchmal auch gerne selbst darstellt, trifft jedoch nur bedingt zu. Tatsächlich ist die wirtschaftsliberale Strömung (die im Parlament eigentlich nur noch von Simone Beissel und Carole Hartmann vertreten wird) der sozialliberalen in den vergangenen Jahren gewichen. Diese Entwicklung ist aber vor allem auf den Koalitionsdruck und die knappe Mehrheit in der Abgeordnetenversammlung zurückzu-

führen. Das ändert nichts daran, dass die DP koalitionsintern insbesondere in sozialen Fragen des öfteren ein Veto einlegt. Der Erhöhung des Mindestlohns stimmte sie erst auf Druck der LSAP zu. Im Bereich der Wohnungsbaupolitik und der Steuergerechtigkeit konnte sie tiefgreifende Reformen bislang erfolgreich verhindern. Nicht zuletzt zeigen die Diskussionen über die Privatisierung im öffentlichen Dienst, dass die DP durchaus noch eine liberale Agenda verfolgt.

Doch der DP-Staat ist auf Sand gebaut. Das zeigt sich zuallererst in Regierungsangelegenheiten. Während Premierminister Bettel nach längerer Abwesenheit erst mit der Veröffentlichung des Waringo-Berichts als Retter der Monarchie und anschließend als Manager der Coronakrise wieder öffentlich in Erscheinung trat, macht die in der Partei mächtige Corinne Cahen als Ministerin einen weit weniger souveränen Eindruck. Obwohl Sars-CoV-2 die Alten- und Pflegeheime am härtesten trifft, war die Familienministerin im vergangenen Jahr kaum präsent. Die Zuständigkeit für die Integration von Flüchtlingen hatte sie schon 2018 weitgehend an Außenminister Jean Asselborn abgegeben und das Ministerium für die Großregion ist quasi inexistent (vgl. *Land* vom 15. Januar 2021). Aus der Opposition heißt es zudem, Corinne Cahen würde ihre Dossiers nicht kennen, ohne den Beistand ihrer Berater wäre sie aufgeschmissen. Dass der Minister des öffentlichen Dienstes, Marc Hansen, sich mit der Staatsbeamtengewerkschaft CGFP anlegte, dürfte der DP ebenfalls nicht nützlich sein. Lediglich der Übernachtungsgutscheine und Corona-Almosen für den Mittelstand verteilende Lex Delles sowie Finanzminister Pierre Gramegna, der vom politischen Gegner als guter und verständnisvoller Zuhörer geschätzt wird, halten das Schiff noch auf Kurs.

Auch außerhalb der Regierung machte die DP zuletzt keine gute Figur. Bisweilen drohte sie Opfer ihrer eigenen Hybris zu werden. Etwa wenn Chamberpräsident Fernand Etgen im Alleingang „seiner“ Parteizeitung *Journal* die Exklusivrechte an der digitalen Veröffentlichung des Chamberblicheden zuspricht. (Die klare statutarische Trennung zwischen DP und *Journal* hätte eigentlich längst umgesetzt werden müssen, doch sie wurde immer wieder aufgeschoben.) Oder wenn Corinne Cahen von der offiziellen Regierungsadresse E-Mails an den hauptstädtischen Geschäftsverband UCVL verschickt, um sich über dessen mangelnden Einsatz für von der Trambastelle betroffene Geschäfte zu beschweren und gleichzeitig Eigeninvestitionen in ihren Schuhladen thematisiert. Oder wenn dieselbe Corinne Cahen trotz Wohnungsnot ein Privatzimmer über die umstrittene Plattform Airbnb anbietet. Bislang gelang es der DP stets, deontologisch bedenkliche Vorfälle als Versehen, Bagatelle oder Schusseligkeit abzutun. Ihre guten Umfragewerte wurden dadurch kaum beeinflusst.

Nach der Affäre um Monica Smedo könnte sich das nun ändern. Auch sie zeugt vom Übermut der DP, doch diesmal könnte die Partei nicht nur einen Sitz im Europaparlament verlieren, sondern auch einen dauerhaften Imageschaden erleiden. Das liegt weniger an Smedos divenhaftem Auftreten und verwerflichem Verhalten, als an der Art und Weise, wie sie und ihre Partei mit den Vorfällen umgegangen sind. Nach anfänglicher Unterstützung hat die DP ihre Elewin recht schnell fallen gelassen und drohte damit, sie aus der Familie auszuschließen. Monica Smedo hat ihre politische Glaubwürdigkeit verspielt. Sie kann sich auf unbestimmte Zeit nicht mehr glaubhaft zu Menschenrechtsfragen äußern. Ein Gerichtsverfahren gegen sie wurde bislang nicht angestrebt, sogar der Bericht des Anti-Mobbing-Gremiums ist weiter unter Verschluss. Daher müsste eigentlich noch die Unschuldsumutung gelten. Die Suspendierung durch das EU-Parlament zeigt aber, dass Smedo sich daneben benommen und ihre Machtposition missbraucht hat.

Eine gute Familie trifft Entscheidungen gemeinsam und begleitet und beschützt ihren Nachwuchs, selbst wenn er Fehler macht oder sich rebellisch benimmt. Es gibt aber auch andere Familien. Solche, die streng hierarchisch organisiert, ihre Macht um jeden Preis erhalten und ausbauen wollen, und jeden aussondern, der sich nicht an ihren Wertekodex und an ihre Regeln hält. Für die DP hätte die Affäre Monica Smedo auch eine Chance sein können. Doch die hat sie in den vergangenen Tagen definitiv verspielt. ●

LEITARTIKEL

Wo wir hinwollen

Peter Feist

Kommenden Dienstag trifft sich der parlamentarische Medienausschuss, um ein weiteres Mal über den Gesetzentwurf der Regierung zur Reform der staatlichen Pressehilfe zu beraten. Eigentlich sollte sie schon am 1. Januar in Kraft treten. Die gesamte Pressebranche wartet einerseits darauf, dass das schnell geschieht, andererseits ist sehr zu hoffen, dass die Abgeordneten im Ausschuss an den Entwurf von Medienminister Xavier Bettel (DP) Hand anlegen. Das wäre auch sehr im Sinne von Wochenzeitungen wie *d’Lëtzebuenger Land*.

Die große Richtung der Reform bestreitet niemand: Statt die Pressehilfe von der Menge bedruckten Papiers und der Zahl der gedruckten Zeilen abhängig zu machen, soll „Qualitätsjournalismus“ gefördert werden. Zusammensetzen soll die Beihilfe vom Staat sich künftig aus einem Betrag pro journalistischer Vollzeitsarbeitskraft, zum anderen soll jeder Zeitungsverlag für ein Presseprodukt eine Pauschale von jährlich 200 000 Euro erhalten. Sie wird „Innovationsbeihilfe“ genannt.

Von der Association luxembourgeoise des médias d’information über die Journalist/innengewerkschaft ALJP bis hin zum Presserat haben drei Berufsgremien den Entwurf als unzureichend kritisiert. Vor allem, weil der Betrag pro Journalist/in nur knapp dem qualifizierten Mindestlohn entspricht. Aus Sicht von *d’Land* lässt sich hinzufügen: Falls der Entwurf, wie er ist, Gesetz wird, hätten Wochenzeitungen besonders wenig zu gewinnen.

Denn dass die Beihilfe pro Journalist/in niedrig angelegt ist, ist das eine. Hinzu kommt, dass der Text großen Medienhäusern, die mehrere Produkte anbieten, Querfinanzierungen erlaubt. Hinzu kommt ebenfalls, dass die Pauschalzuwendung für alle Verlagshäuser dieselbe sein soll und kein Unterschied gemacht würde zwischen Print- und Online-Medien. Letztere aber haben keine Druck- und keine Papierkosten zu tragen. So dass der Gesetzentwurf in seiner Tendenz ein Geschäftsmodell besonders anstrebenswert aussehen lässt: Online-Journalismus, und dies bei möglichst geringen Lohnkosten.

In einem Gesetz Geschäftsmodelle verschieden attraktiv aussehen zu lassen, sollte sich eigentlich von vornherein verbieten; zumal für eine liberale Regierung. Verbieten sollte es sich für eine liberale Regierung obendrein politisch, auch nur den Anschein zu erwecken, als gehe es ihr in Wirklichkeit um das Gegenteil der Förderung von Pressevielfalt und journalistischer Qualität.

In Frage kommen dürfte die Betonung des einen gegenüber einem anderen Geschäftsmodell nicht einmal dann, falls es zuträfe, dass die Lesegewohnheiten so stark Richtung Online tendieren, wie es manchmal behauptet wird. *d’Lëtzebuenger Land* teilt diese Einschätzung nicht. Auch *d’Land* kann, wer das möchte, auf mobilen Geräten lesen. Und wir denken darüber nach, wie sich unser Online-Angebot sinnvoll ausbauen lässt. Doch das soll nur eine Ergänzung zu unserer Zeitung sein.

d’Lëtzebuenger Land ist und bleibt in erster Linie ein Print-Produkt. Als wir im Juni 2012 zum Broadsheet-Format übergingen, geschah das auch mit dem Vorsatz, zu beweisen, dass im aufkommenden Online-Journalismus eine klassische Zeitung nicht nur weiterzubestehen vermag, sondern sich entwickeln kann. Wir gaben unseren Leser/innen und uns selbst das Versprechen, eine intelligente und elegante Wochenzeitung zu produzieren, die sich als aufklärerisch versteht. Das sind Grundüberzeugungen, an denen wir festhalten.

Wir werden an diesen Überzeugungen auch dann festhalten, falls die Pressehilfe-Reform am Ende Wochenzeitungen wie uns nur so gut stellt, wie sich das aus dem Gesetzentwurf in seiner aktuellen Fassung ableiten lässt. Am 1. Januar 2024 wird *d’Lëtzebuenger Land* Siebzig. Wir möchten auch dann noch jene Zeitung herausgeben, der unsere Leser/innen und Abonnent/innen auf eine Art und Weise die Treue halten, die ganz bemerkenswert ist und für die wir danken.

P O L I T I K

Law and Order

Dass die Oppositionsfraktionen von LSAP, Grünen und Linken im *Stater* Gemeinderat die Anstellung einer privaten Sicherheitsfirma für Patrouillen im Bahnhofsviertel und in Bonneweg „illegal“ genannt haben, hat der DP-CSV-Schöffenrat am Mittwoch als „reine Polemik“ zurückgewiesen. Allerdings hatte die für kommunale Fragen zuständige Innenministerin Taina Bofferding (LSAP) den drei Fraktionen in einem Brief mitgeteilt, so, wie der „maintien de l’ordre dans l’espace public“ definiert ist, sei eine Delegation an eine Privatfirma „à priori“ nicht konform zum Prinzip, dass die Ausübung der Polizeigewalt eine öffentliche Aufgabe ist. Sie habe deshalb gegenüber Bürgermeisterin Lydie Polfer (DP) darauf bestanden, die Mission der Sicherheitsfirma klarer zu regeln, wenn deren Vertrag mit der Stadt verlängert werden soll. In dem Brief kündigt Taina Bofferding auch an, dem Regierungsrat in den nächsten Wochen einen Änderungsvorschlag zu einem Gesetzentwurf zu unterbreiten, der Sanktionen neu festlegen soll, die eine Gemeinde verhängen kann. Politisch gesehen, dreht sich die ganze Auseinandersetzung wahrscheinlich um diese Sanktionen und ob Gemeinden, wie der *Stater* Schöffenrat das schon früher verlangt hat, Platzverweise aussprechen dürfen. (Foto: Sven Becker). pf

P E R S O N A L I E N

Xavier Bettel,

Permierminister (DP), wird von der CGFP weiter unter Druck gesetzt, um den öffentlichen Dienst zu einer Art Chefsache zu machen. Am Montag teilte die Staatsbeamten-gewerkschaft mit, sie akzeptiere nicht, dass er sie an Beamtenminister Marc Hansen (DP) verwiesen hat: Nachdem die CGFP im Dezember einen Streitfall mit der Regierung erklärt und eine Schlichtung beantragt hatte, wurde diese am 19. Januar aufgenommen. Am Tag danach ließ der Premier die CGFP wissen, „unmittelbar zuständig“ sei der Beamtenminister. Die CGFP erinnert ihn nun daran, dass er ihr in seinem Neujahrsinterview auf *RTL* versprochen habe, sich mit ihr zu treffen. pf

Paul Galles,

amtierender CSV-Generalsekretär, erklärte gegenüber *RTL*, er wolle sich noch überlegen, ob er beim Parteikongress am 24. April

kandidiert, um das Amt regulär zu übernehmen. Wenngleich diese Arbeit ihm Spaß mache, sei ihm auch seine Freiheit im Privaten und als Abgeordneter wichtig. Im September war Galles für Félix Eischen eingesprungen, nachdem dieser sich wegen eines Burn-out von sämtlichen Ämtern zurückgezogen hatte. Mittlerweile hat er sein Abgeordnetenmandat und den Bürgermeisterposten in Kehlen wieder aufgenommen, auf den CSV-Generalsekretärposten aber definitiv verzichtet. pf

Julie-Suzanne Bausch,

Vorsitzende der nationalen Ethikkommission, hat im *Radio 100,7* erklärt, einen detaillierten Corona-Impfplan aufzustellen, sei nicht sinnvoll, solange die Impfstoff-Liefertermine so unklar sind wie derzeit. Permier Xavier Bettel (DP) und Gesundheitsministerin Paulette Lenert (LSAP) sagten am Montag, in Phase 2 würden über 75-Jährige sowie besonders Vulnerable aller Altersgruppen geimpft. Die Präsidentin der Ethikkommission findet, Ankündigungen darüber hinaus zu machen, könne sich als „falsche Versprechungen“ erweisen. Damit nahm sie die Regierung auch politisch in Schutz, denn aus der Opposition wird ein klarer Impfplan immer wieder verlangt. pf

Sven Clement,

Abgeordneter der Piratenpartei, kostet seinen Sieg vor dem Verwaltungsgerichtshof auch politisch aus. Die Richter in zweiter Instanz entschieden, er müsse den Konzessionsvertrag zwischen Staat und RTL einsehen können. Clement hatte sich dafür interessiert, inwieweit die von RTL 2019 angekündigten Restrukturierungspläne konform zum Vertrag sind. Medienminister Xavier Bettel (DP) hatte die Einsichtnahme abgelehnt; der Vertrag sei vertraulich. Clement und seine Partei feiern das Urteil als Präzedenz, auf die hin die Regierung Abgeordneten nun auch andere Dokumente nicht mehr vorenthalten könne. pf



P A N D E M I E



Vorsicht vor B 1.1.7

Während es vor drei Wochen scheinen konnte, als sei die Regierung mit den leichten Lockerungen der Corona-Restriktionen ein großes Wagnis eingegangen, gibt die Entwicklung seither ihr Recht: Der Sieben-Tage-Schnitt der Neuinfektionen lag am Mittwoch mit den Zahlen vom Dienstag bei 126 und quasi stabil. In Intensivbetreuung befanden sich 15 Patient/innen; im Dezember waren es bis zu 50. Nicht zuletzt ist die Zahl der Todesfälle rückläufig. Dass es nun bis zum 21. Februar keine weiteren Lockerungen geben soll, ist politisch kaum umstritten. Allerdings wird auch in Luxemburg an immer mehr Corona-Infizierten die in England aufgespürte Variante B 1.1.7 erkannt. Weil das Laboratoire national de santé jede zehn Covid-positive Probe auf das Genom des Virus sequenziert, ist der Überblick in Luxemburg gut. Bei Nachsequenzierungen älterer Samples hat das LNS festgestellt, dass die Variante B 1.1.7, die leichter übertragbar ist, hierzulande schon früher präsent war als bisher gedacht. So dass die Entscheidung, keine weiteren Lockerungen zuzulassen, auch von Vorsicht diktiert ist. Und vom Blick auf die Nachbarländer, die strenger sind. Und vom Blick auf die EU, die sich um eine Koordination der Corona-Politik bei grenzüberschreitenden Reisen bemüht. Aus dem Ausland nach Luxemburg per Flugzeug Einreisende müssen deshalb schon vor dem Boarding einen höchstens 72 Stunden alten negativen Test vorweisen (Foto: sb). pf

Corona und die Arbeit

Wegen der Pandemie ist der „Quality of Work Index“, den die Saliariatskammer (CSL) jedes Jahr mit der Uni Luxemburg aufstellt, diesmal besorgniserregend: Für fast ein Drittel der Arbeitnehmer gebe es ein moderates bis erhöhtes Depressionsrisiko, dabei vor allem für Jüngere bis 24. Der Anteil der Befragten, die angaben, unter emotionalem Stress zu leiden, war mit 56,2 Prozent so hoch wie noch nie. Von Telearbeiter/innen gaben 37 Prozent an, das habe dazu geführt, auch außerhalb der regulären Arbeitszeit erreichbar sein zu müssen. Allgemein gebe es unter den Arbeitnehmern mehr Nervosität, Wut, Langeweile und Unsicherheit, wird festgestellt. Dabei wurden die Daten für den Index nicht etwa kurz vor Weihnachten erhoben, sondern schon im September. pf

F O R S C H U N G

Krise bei Max-Planck

Im Max-Planck-Institut (MPI) für Verfahrensrecht, das seinen Sitz auf dem Kirchberg hat, musste der Vorstandsvorsitzende vor einer Woche seinen Posten räumen. Das berichtete das Internetportal des *Münchener Merkur* am gestrigen Donnerstag. Die Meldung stützt sich auf einen Brief, den der Präsident der in München ansässigen Max-Planck-Gesellschaft, Martin Stratmann, vor einer Woche an die Belegschaft des Instituts schickte. Darin ist die Rede von einer „Krise“, die offenbar schon länger schwelte, von Belästigungen, beträchtlicher Unzufriedenheit der Belegschaft mit der Leitung des Instituts und der internen Kommunikation. Weshalb der Vorstandsvorsitzende sein Amt aufgeben musste, ist nicht bekannt. Vorstandsmitglied als einer der beiden MPI-Direktoren ist er weiterhin. Beiden interimistisch vorgesetzt wurde aber Chief Operating Officer Berglind Fridriks. Sie

teilte dem *Land* auf Anfrage mit, die Personalangelegenheit des Vorstandschefs sei vertraulich. Zur Behebung der Krise im Institut habe die Max-Planck-Gesellschaft schon im vergangenen Jahr Schritte eingeleitet; darunter Regeln gegen „Harassment, Discrimination and Bullying“, die Bereitstellung einer Vertrauensanwältin sowie ein Führungskräfte-Coaching. pf

S O Z I A L E S

Wieder am Index

Dass die Familienzulagen ab 1. Januar 2022 wieder an den Index gebunden werden sollen, haben die beiden großen Gewerkschaften OGBL und LCGB zwar begrüßt, aber darauf hingewiesen, dass die Desindexierung auf einen Tripartite-Beschluss von 2006 zurückgeht und die Regierung die Wiederanbindung schon Ende November 2014 auf einer Bipartite mit OGBL, LCGB und CGFP versprochen hatte. Der OGBL verlangt deshalb die Erhöhung aller Familienzulagen um 7,7 Prozent, der LCGB eine Erhöhung des Kindergelds von 265 auf 285 Euro. Das entspreche dem seit 2014 entgangenen Verlust. Der OGBL erinnert auch daran, dass auf der Bipartite vor sechs Jahren obendrein die Anpassung der Familienzulagen an die Reallohnentwicklung vereinbart wurde. Auf ihr scheint er heute aber nicht mehr zu bestehen, sondern möchte stattdessen die Wiederindexierung sofort und nicht erst Anfang nächsten Jahres. In einer Pressemitteilung schrieb der OGBL am Mittwoch, eine solche „teilweise“ Kompensation, nicht erst Anfang 2022, sondern umgehend, sei eine Maßnahme zum Erhalt der Kaufkraft gerade im richtigen Moment. pf

Blog

Passer de l’oral à l’écrit

France Clarinval

Parler trois, quatre, cinq langues ou plus est courant et encouragé au Luxembourg. Mais le multilinguisme est aussi source d’exclusion



Les cours de France Neuberg au Clae partent de situations réelles

Tout le monde apprend sans difficulté une ou plusieurs langues « naturelles », les complications naissent avec l’enseignement des langues. C’est ce que nous détaille Constanze Weth, à la tête de l’Institut *Research on Multilingualism* au sein de l’Université du Luxembourg. Pour la plupart des enfants, après avoir appris (sans s’en rendre compte) la (ou les) langue(s) de la famille, le premier apprentissage est celui de l’écriture, dans cette langue. L’écrit est quelque chose de nouveau qui n’est pas naturel et qui doit être enseigné. Au Luxembourg (et dans quelques autres pays, en Suisse par exemple), la langue de l’alphabétisation (l’allemand) n’est pas ou peu parlée en amont de la scolarité, ni par les enfants luxembourgeois (dont la langue est proche, mais cependant différente), ni par les enfants d’étrangers, issus de l’immigration (notamment par ceux qui parlent des langues romanes). Cela rend l’alphabétisation plus complexe et plus lente. Les enfants n’ont pas les compétences linguistiques suffisantes dans la langue de l’écrit et n’arrivent donc pas à reconnaître le lien structurel entre la langue parlée et la langue écrite.

Le Luxembourg tient à son multilinguisme « et c’est merveilleux que chacun ait la chance de parler sa langue », estime la chercheuse. Ce choix politique demande que les enfants entrent en contact avec le luxembourgeois et le français le plus tôt possible au préscolaire, ou dès la crèche. Le luxembourgeois est généralement vu comme un « tremplin » pour l’acquisition de l’écriture en allemand et le multilinguisme est considéré comme une chance à valoriser. Une brochure du ministère de l’Éducation nationale (2017) ne s’intitule-t-elle pas *Méisproochegheet fërderen* ? « On part de l’idée que les connaissances langagières acquises dans une langue serviront sans problèmes à l’apprentissage d’autres langues », détaille Constanze Weth en insistant sur le fait que cette approche est très exigeante pour les apprenants comme pour les enseignants. Dans les différentes épreuves standardisées réalisées au fil de la scolarité, on constate d’ailleurs un nombre important d’élèves avec des compétences de lecture faibles (sous le niveau de compétence 2). C’est d’autant plus inquiétant que les autres matières nécessitent aussi la maîtrise de l’écrit et que leurs contenus risquent de ne pas être suffisamment compris en raison des lacunes linguistiques.

En linguiste spécialiste de l’acquisition de la grammaire et de l’orthographe, Constanze Weth considère que le Luxembourg doit encore travailler cette question et propose deux voies. Si l’on veut continuer à alphabétiser en allemand, il faudrait renforcer la présence de l’allemand au niveau préscolaire. Inversement, si les débuts de la scolarité (au cycle 1 et même dans les crèches) se déroulent en luxembourgeois, et depuis peu en français, il faudrait mener l’alphabétisation en luxembourgeois et en français. Dans les deux cas, il s’agit de faire en sorte que l’acquisition de l’écriture se

fasse dans une langue où les compétences de base sont développées. Elle prône aussi une meilleure intégration des langues d’immigration les plus courantes en proposant par exemple d’autoriser à passer le bac en portugais.

Pour les adultes aussi

Comme Constanze Weth, France Neuberg s’intéresse à l’alphabétisation et toutes deux travaillent à former les futurs enseignants au sein de l’Université. La formation des formateurs est une des clés pour améliorer l’apprentissage des langues, elles en sont toutes deux convaincues. Neuberg vient de publier un « panorama de l’alphabétisation avec des adultes infrascolarisés » sous le titre *Ailleurs e(st) ici* (éditions Clae services). La spécificité de l’enseignement du français comme langue étrangère, en particulier à ces publics peu scolarisés (notamment les DPI et BPI qui fréquentent les cours de français qu’elle donne au Clae), apporte un éclairage différent et complémentaire sur l’apprentissage des langues. Une des spécificités de ses classes est la diversité des profils qui les fréquentent : niveau scolaire, langues parlées, langues écrites, âge... Dans une certaine mesure, c’est également les cas des classes des écoles au Luxembourg. « mais les enseignants sont peu formés à travailler dans un environnement multilingue et diversifié », estime France Neuberg qui entend mener un projet de recherche justement sur la formation à la diversité car « le manque de formation entraîne le recours à des méthodes pédagogiques qui ne sont pas adaptées au public ».

Pour les adultes qui fréquentent ses cours, le français est la porte d’entrée vers l’intégration au Luxembourg. Ils ont besoin d’acquérir rapidement des bases pour être plus autonomes. L’apprentissage de l’écrit passe forcément par celui de l’oral car ils ne parlent pas français, ni souvent aucune des langues couramment utilisées au Luxembourg. Le matériel et les méthodes pédagogiques ne peuvent pas être les mêmes que pour les enfants. « Chez les adultes en insécurité face à l’écrit, il est important de casser cet apriori d’un apprentissage trop scolaire, basé sur des matériaux didactiques spécifiques », écrit la professeure. Alors que les enfants apprennent généralement à écrire en partant de la lettre (puis, la syllabe, le mot enfin la phrase et sa syntaxe), les cours pour adultes partent du réel, et leur enseignent à repérer les mots essentiels dans les documents qu’ils sont amenés à utiliser : formulaires administratifs, factures, fiches de paye, mais aussi menu de restaurant, horaires de trains, sms, liste de course.

Pour tenir compte de la diversité des profils et des parcours, France Neuberg plaide pour une « approche holistique » qui « consiste à prendre en compte la personne dans sa globalité plutôt que de la considérer de manière morcelée dans une approche centrée sur un besoin en particulier, à

savoir ici le besoin d’apprendre à lire et à écrire ». Elle insiste sur l’accueil des personnes qui vont suivre les cours. « Il nous faut faire attention à leurs besoins réels qui dépassent la question de l’apprentissage du français », intervient Patricia Lopes, chargée de l’accueil au Clae. « Ils sont perdus, ont peur, n’ont pas de points de repères », constate-t-elle en se voulant « rassurante, bienveillante, à l’écoute ». Là aussi, il y a des enseignements à tirer vis-à-vis de l’accueil des enfants et du cadre scolaire.

La bienveillance passe par le respect des connaissances de chacun : « Même s’il s’agit de dialecte oral rare dont j’ignore jusqu’à l’existence, il m’est utile de connaître la biographie linguistique de mes élèves et de pouvoir établir des rapprochements entre différentes langues », relate France Neuberg pour qui il faut prendre ces connaissances linguistiques en compte. « En étant attentive aux autres, aux mots des autres, aux informations qu’ils donnent, on les aide à progresser. » Constanze Weth va dans le même sens et considère que « les enseignants doivent pouvoir remettre en question la vision normative de leur propre langue ». Elle a rédigé une grammaire en luxembourgeois, français et allemand (*Bausteine Grammatik*) qui, par un jeu de briques de couleurs, aide à faire comprendre et assimiler les différences, mais surtout les ressemblances entre les langues. Elle s’efforce de montrer aux futurs enseignants comment sensibiliser les enfants aux régularités des différentes langues. « L’attention aux structures grammaticales, comme le verbe en fin de phrase, permet de mieux apprendre à écrire en comprenant les règles, donc en les intégrant de manière plus naturelle ». Les enseignants doivent être formés à la variété de langues pour être mieux à même de reconnaître et d’enseigner les structures de phrases. C’est une spécificité de l’apprentissage des langues en tant que langue étrangère.

On n’enseigne pas une langue en se détachant du contexte, apprendre une langue et notamment à l’écrire, c’est aussi en apprendre la culture, les codes, les usages. Il importe dès lors de lire des histoires aux enfants pour qu’ils entendent la différence entre une langue parlée familière et une langue écrite, de regarder des films ou des émissions télévisées dans différentes langues, d’écouter des chansons... « Donner du sens aux apprentissages, c’est faire des liens entre la classe et l’utilisation de la langue en dehors de celle-ci », conclut France Neuberg. ●

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Das Geheimnis der Spontanzeugung

Im fünften Buch von *Über die Geschichte der Tiere* erzählt Aristoteles, dass niedere Lebewesen sich nicht bloß durch Befruchtung, Sprossen und Knollen vermehren. Sie entstünden auch durch „genesis automatos“ in unbelebter Materie, etwa Schlamm. Diese Ansicht scheint noch heute ihre Anhänger zu haben.

Das Gesundheitsministerium und das Luxembourg Institute of Science and Technology (List) verbreiten Woche für Woche: „[L]e cercle familial reste de loin le contexte de transmission des infections à la Covid-19 le plus fréquent.“ Aber wie kommen die Viren in den Familienkreis, in seine Küche und Stube? Die Wochenberichte lassen vermuten, durch „generatio ex putrefactione“, wie die Wissenschaftler im Mittelalter wussten: durch Spontanzeugung aus Fäulnis unter dem Sofa, im Spülbecken oder in der Biotonne.

Mit einer anderen Erklärung zitierte *RTBF* am 12. Januar den belgischen Biostatistiker Geert Molenberghs: „Les infections individuelles se produisent généralement au sein du milieu familial. Mais la première infection est souvent contractée sur le lieu de travail.“ Nach einem anstrengenden Tag bringen Mutti und Vati die Viren von der Arbeit mit.

Das Ministerium und das List beschränken sich auf die individuelle Ansteckung am Ende der kollektiven Infektionsketten. So bleibt der Familienkreis übrig und der Arbeitsplatz verschwindet aus den Wochenberichten. In der Wirtschaftstheorie entspricht dies der liberalen Grenznutzenschule: Sie konzentriert sich auf den Endverbraucher, um den Blick von der Produktionssphäre abwenden zu können.

Die gleiche Sichtweise prägt das Dutzend von Covid-Gesetzen, die DP, LSAP, Grüne und manchmal die CSV bisher verabschieden durften. Das Gesetz regelt die Bewegungsfreiheit auf der Straße, den Publikumsverkehr in öffentlichen Einrichtungen, den Kundenverkehr in Geschäften und sogar die Geselligkeit in Privatwohnungen. Der Begriff „lieu de travail“ kommt im Gesetz nicht vor (wie auch der liberale Minister Claude Meisch alleine über den Schulbetrieb entscheiden möchte). Das Kapitel „Mesures concernant les activités économiques“ bezieht sich lediglich auf eine „exploitation commerciale qui est accessible au public“.

Das Covid-Gesetz schränkt den Privatalltag ein und klammert die

Arbeitswelt aus. Geregelt wird nur, wo beide sich durch Kundenkontakt berühren. Das Gesetz dient dem Schutz der Kundschaft in Geschäften und Gaststätten, nicht dem der Belegschaft in Fabriken und Büros: Dort genießen die Beschäftigten bestenfalls den allgemeinen Schutz von Masken, Sprays und Abstandhaltung. Bei 2 102 Kontrollen vergangenes Jahr notierte die Gewerbeaufsicht 365 Verstöße gegen selbst diese elementaren Auflagen. Alles scheint besser, als die Beschäftigten und ihre Gewerkschaften für die Sicherheit am Arbeitsplatz zu mobilisieren.

Durch die Beschränkung auf die individuelle Ansteckung am Ende der kollektiven Infektionsketten bleibt der Familienkreis übrig und der Arbeitsplatz verschwindet aus den amtlichen Wochenberichten

Was hinter Werktoeren und Bürotüren geschieht, gilt gemeinhin als Angelegenheit der Unternehmer. In Covid-Zeiten rechtfertigen Regierung und Gesetzgeber ihren Respekt vor dieser Privatsphäre mit der Ansicht, dass die Betriebe ein Geschäftsinteresse am Schutz ihrer Arbeitskräfte hätten. Die schiere Existenz des Arbeitsrechts widerlegt diese Behauptung. Außerdem beschwichtigen sie, dass die Covid-19-Viren in den Betrieben sowieso kaum vorkämen. Gleichzeitig raten sie den dort Beschäftigten, lieber zu Hause zu bleiben und Telearbeit zu verrichten.

Sich möglichst wenig in die Geschäfte der Unternehmen einzumischen, entspricht nicht nur einer tief verinnerlichten Überzeugung von Regierung und Gesetzgeber. Während der Seuche erkennen sie darin auch ihren eigenen Nutzen: Entstehen die Viren zumindest in den amtlichen Wochenberichten durch Spontanzeugung im Familienkreis, wird die Suche von einem Problem der öffentlichen Gesundheit zu einem der von Liberalen so geschätzten individuellen Verantwortung. ● Romain Hilgert



Öffentliche Gesundheit als individuelle Verantwortung



Jede Menge Öl:
die Tanklager in
Bartringen

Weg von Öl und Gas

Peter Feist

Wird die CO₂-Steuer einen Aufschwung bei Energiespar- Investitionen in Altbauwohnungen bringen? Das ist auch eine soziale Frage

Seit vier Wochen ist die CO₂-Steuer in Kraft. Energieminister Claude Turmes (Grüne) stellt fest: „Ihre Einführung ging recht glatt über die Bühne.“ Was für ihn auch zeigt, dass die soziale Kompensation, auf die sich die Regierung geeinigt hatte, „auf Akzeptanz stößt“. Der Steuerkredit für einkommensteuerverpflichtige Lohnabhängige und Selbstständige wurde um 96 Euro erhöht, die Teuerungszulage wurde um zehn Prozent angehoben. Das Statistikinstitut Statec hatte im Oktober ausgerechnet, auf diese Weise werde im untersten Einkommens-Quintil die neue Steuerlast vollständig ausgeglichen. Für die 20 Prozent im Quintil darüber entstünden minimale Mehrkosten im Jahr. „So hatten wir uns das vorgestellt“, sagt Turmes dem *Land*, „jenen zu helfen, die es am nötigsten haben.“ In der Schweiz erhielten alle denselben Ausgleichsbetrag für die dortige CO₂-Steuer. „Wir wollten es sozial selektiver machen.“

Der Hintergedanke dabei ist der vom „Lenkungseffekt“: Werden fossile Brennstoffe teurer, entsteht ein Anreiz, auf Alternativen umzuschwenken. Weil sich das nicht jeder leisten kann oder vielleicht vordringlichere Sorgen hat, wird sozial kompensiert.

Doch die Frage stellt sich, ob in absehbarer Zeit auch wer heute eine Ausgleichszahlung erhält, wird umschwenken können. Oder ob Haushalte mit niedrigen Einkommen in Technologien gefangen bleiben, die von gestern sind – ökologisch nicht zukunftsträchtig und wirtschaftlich nur deshalb, weil von den Einnahmen aus der CO₂-Steuer die Hälfte zurück verteilt wird.

Nachdem die Regierung im Spätherbst 2019 ihre Pläne für die CO₂-Steuer öffentlich gemacht hatte, drehte sich die anschließende Debatte vor allem um die Spritpreise und wie stark sie wohl steigen würden, wenn ab 1. Januar 2021 zu den schon

geltenden Benzin- und Dieselakzisen noch der CO₂-Preis von 20 Euro die Tonne hinzukäme. In der Autofahrernation war das kein Wunder. Als im Oktober mit dem Staatshaushaltssentwurf für dieses Jahr die endgültigen Steuersätze publik wurden, zeigte sich aber, dass mit 15,6 Prozent die Besteuerung von Heizöl am stärksten zunehmen würde, die von Diesel dagegen um elf Prozent und die von Benzin und Erdgas um jeweils zehn Prozent. Das hat nichts mit Politik zu tun, sondern mit dem Brennwert und dem CO₂-Potenzial dieser Energieprodukte. Daraus folgt auch: Wenn, wie schon beschlossen, die CO₂-Besteuerung nächstes und übernächstes Jahr um jeweils fünf Euro pro Tonne erhöht wird, dann wird sich das erneut vor allem im Heizölpreis bemerkbar machen.

Der Energieminister beruhigt: Auch 2022 und 2023 werde die Hälfte der CO₂-Steuereinnahmen unmittelbar zum sozialen Ausgleich genutzt. „Das ist eine Regierungsentscheidung, die bis zum Ende der Legislaturperiode gilt.“ Aber wenn Claude Turmes natürlich nicht wissen kann, wie die nächste Regierung diese Sache sieht, scheint zumindest absehbar, dass mit 30 Euro pro CO₂-Tonne nicht Schluss sein wird. Die OECD etwa hält diesen Betrag für die „low-end benchmark“. Sinnvolle Preissignale ergäben sich erst jenseits davon.

Sinnvoll, so betrachtet, wäre dann zum Beispiel, seine Wohnung anders heizen zu wollen als mit Öl oder Gas. Beziehungsweise vor allem anders als mit *Mazout*, der besonders viel CO₂ enthält und sich deshalb tendenziell besonders verteuern dürfte.

Doch so einfach ist das nicht. Schätzungen des Energieministeriums zufolge heizen von den rund 250 000 Luxemburger Haushalten an die 70 000 noch mit Öl. Genau bekannt ist diese Zahl nicht, sie wird aus dem Heizölverbrauch abgeleitet. Fest steht jedoch, dass Ölbrenner nicht nur im ländlichen Raum ihren Dienst verrichten, wo das Gasnetz von Creos und Sudgaz nicht hinreicht – im Ösling etwa sind nur die Gemeinden Clerf, Wiltz und Winseler angeschlossen –, sondern auch in Städten, darunter Luxemburg-Stadt. Doch während Gasheizungen noch installiert werden können, wo das Netz liegt, bleibt in Regionen abseits davon nur der Griff zu Alternativen. Wenngleich die dann zwangsläufig ökologisch sein müssen und bezuschusst werden.

Was dafür infrage kommt? – Holzheizungen zum einen, mit Pellets oder Hackschnitzeln, sagt André Weidenhaupt, Generalkoordinator im Umweltministerium. „Sie erfordern zwar Platz zum Lagern des Holzes, aber der kann angelegt werden, wo vorher der Öltank stand.“ Die andere Möglichkeit sind Wärmepumpen, sozusagen die Umkehrung des Kühlschranksprinzips: Während im Kühlschrank Wärme aus dem Kühlfach gezogen und an die Umgebungsluft abgegeben wird, entnimmt eine Wärmepumpe entweder der Luft oder dem Erdbreich Wärme und schickt sie als Heizenergie in die Wohnräume. Für Wärmepumpen nach dem Geothermie-Ansatz, deren Kollektoren im Erdbreich versenkt werden, bestehe lediglich eine Einschränkung in Wasserschutzgebieten, sagt Weidenhaupt: „Dort darf der Kollektor nur bis zu einer gewissen Tiefe versenkt werden.“ Doch nur fünf Prozent der Wasserschutzgebiete im Land seien Wohngebiete.

Der Staat lässt sich die energetische Sanierung der Wohngebäude einiges kosten. Eine Holzhackschnitzel- oder Pelletsheizung wird mit 31,25 bis 50 Prozent bezuschusst. Im Programm „Neistart Lëtzebuerg“ zur Konjunkturbelebung nach Corona, in dem es viel um ökologischeres Wirtschaften geht, wurden diese Fördersätze zusätzlich um ein Viertel angehoben. Wer einen Öl- oder Gaskessel ersetzt, bekommt obenauf noch einen 30-prozentigen Bonus. Eine Luft-Wärmepumpe wird zu 32,25 Prozent subventioniert, eine Geothermie-Wärmepumpe zu 62,5 Prozent; auch diese Sätze stiegen mit „Neistart Lëtzebuerg“ um ein Viertel, und der 30-Prozent-Bonus beim Heizungsersatz winkt. Offenbar sprechen die Subventionsregeln, die großzügig aussehen, sich herum: Gilbert Théato, Direktor der Beratungsgesellschaft MyEnergy, erklärt, im vergangenen Jahr sei „die Zahl der Energieberatungen bei Leuten daheim um 49 Prozent gegenüber 2019 gestiegen“. Allein zwischen Juni und Dezember, nachdem „Neistart Lëtzebuerg“ in Kraft getreten war, seien es doppelt so viele Beratungen gewesen wie im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die Anrufe bei der Telefon-Hotline von MyEnergy hätten in derselben Zeit um 134 Prozent zugenommen.

Neben den staatlichen Hilfen gebe es noch kommunale, sagt Théato. Über beide zusammen informiere MyEnergy seit zwei Jahren mit der App *MyRenovation*. Drittens vergäben auch die Energieversorger Hilfen, weil eine EU-Richtlinie sie verpflichtet, die Verbraucher beim Energiesparen zu unterstützen. MyEnergy arbeite daran, auch Informationen zu diesen Hilfen in seine App zu integrieren.

Was sicherlich sehr nützlich ist, denn im Energieministerium wird geschätzt, sogar die staatlichen Prämien seien nur bei einem Drittel der Personen, die ein Wohnhaus energetisch renovieren möchten, bekannt. Der Energieminister unterstreicht deshalb, „wir haben eine ganze Reihe von Kommunikationsstrategien“. Die Hilfen von Staat, Gemeinden und Energieversorgern „besser miteinander verzahnen“ lassen, möchte Claude Turmes auch. Denn nach dem Spritexport ins Ausland sind die Energieeinsparungen bei den Wohngebäuden der zweitwichtigste Bereich, um die Klimaziele zu erfüllen. „Wir versuchen, alles zu mobilisieren, damit wir vorankommen“, sagt Turmes. Auch ohne gesetzlichen Zwang, wie eine Verpflichtung zur Sanierung von Altbauten einer wäre.

„Vorankommen“ bezieht sich nicht zuletzt auf den Altbauzustand. Für Neubauten hatte Luxemburg schon vor Jahren unter CSV-LSAP-Regierungen strenge Energiestandards erlassen. Das ging seither immer weiter, ab 2023 werden bei Wohnungsneubauten Wärmepumpen Standard. Im Altbau dagegen sind Öl- und Gasheizungen noch die Regel. Und je älter ein Haus ist, desto weniger genügt der Wechsel einer Heizung, sondern muss zunächst die Wärmedämmung des Hauses verbessert werden. Das kann teuer werden, trotz Beihilfen.

Vor allem wenn eine so aufwändige Erneuerung des Hauses nicht möglich ist, kann das auch soziale Probleme nach sich ziehen, wenn die Preise für fossile Energien steigen: Wer in einem Altbau zur Miete wohnt, ist davon abhängig, ob der Besitzer renovieren lässt. Gilbert Théato sagt lakonisch, „da müssen dicke Bretter gebohrt werden“. Der Energieminister hofft, dass die mit dem Budgetgesetz 2021 geänderten Besteuerungsregeln zur energetischen Renovierung von Mietwohnungen anreizen: Die Möglichkeiten zur beschleunigten Abschreibung von Investitionen in Mietwohnungen allgemein wurden zum 1. Januar ein Stück zurückgefahren. Dagegen wurden die zur Abschreibung energetischer Sanierungen aufgebessert. Für diese Arbeiten am Haus gilt überdies der superreduzierte Mehrwertsteuersatz von drei Prozent, und angewandt werden die neuen Regeln nun schon bei Häusern, die zehn Jahre alt sind. Zuvor lag die Schwelle für Steuervorteile bei 20 Jahren.

Rentner/innen mit einer kleinen Pension werden sich die Verbesserung ihres in die Jahre gekommenen Eigenheims womöglich trotz Beihilfen nicht leisten können. Oder junge Leute, die mit Ach und Krach an einen Kredit zum Kauf eines alten Hauses gelangt sind

Trotzdem braucht man nicht viel Fantasie, um sich vorzustellen, dass solche Sanierungen wohl nicht immer getätigt werden. Rentner/innen mit einer kleinen Pension zum Beispiel werden sich die Verbesserung ihres in die Jahre gekommenen Eigenheims womöglich trotz Beihilfen nicht leisten können. Oder junge Leute, die mit Ach und Krach an einen Kredit zum Kauf eines alten Hauses gelangt sind, aber nur Geld für die allernötigsten energetischen Verbesserungen übrig haben und den *Mazoutsbrenner* im Keller stehen lassen.

Dann kann die Energierechnung zur Last werden. Vermutlich nicht gleich: Wegen der traditionellen Niedrigakzisenpolitik auf Energieprodukte sind deren Endpreise in Luxemburg trotz CO₂-Steuer relativ klein. Die EU-Kommission schrieb 2019, alle damaligen Steuern inklusive seien die Heizölpreise für Luxemburger Haushaltskunden die EU-weit niedrigsten gewesen. Die für Erdgas lagen nur in Ländern wie Litauen, Bulgarien oder Rumänien unter denen hierzulande. Die CO₂-Steuer wird das erst nach und nach ändern.

Wirtschaftlich betrachtet, wirken in Luxemburg einerseits die hohen Wohnungspreise, andererseits die niedrigen Energiepreise energetischen Sanierungen von Altbauten und einem Umschwenken auf klimafreundliche Heizungen entgegen oder lassen das als eher unwichtig erscheinen. Mit Beihilfen wird versucht, Anreize zu setzen.

Politisch gesehen, aber lauert die Gefahr sozialer Ungerechtigkeiten – wenn nicht gleich, dann perspektivisch. Die Salariatskammer hatte in ihrer Stellungnahme zum Staatshaushalt 2021 Fallbeispiele angeführt; hatte neben Kosten zum Heizen mit fossilen Brennstoffen auch die für Benzin und Diesel einzubeziehen versucht. Heraus kam, dass der Ausgleich für Einkommensschwache über Steuerkredit und Teuerungszulage vermutlich nicht immer funktioniert: Während es bei einem alleinstehenden Mindestlohnempfänger klappt, wäre es bei einem Bezieher einer kleinen Rente von monatlich 2 400 Euro anders, weil er keinen Anspruch auf die Teuerungszulage hätte. In Haushalten mit Kindern würde die Rechnung schnell komplex. Präzise Rechnungen anzustellen, sei leider unmöglich, sagt Salariatskammer-Direktor Sylvain Hoffmann: „Die Datenlage ist grausam.“

Falls unter dem Strich ein Minusbetrag stehenbleibt, ginge es wegen der noch niedrigen Energiepreise um kleine Summen. Die Salariatskammer, sagt Hoffmann, hätte es trotzdem lieber gesehen, wenn die CO₂-Steuer in die allgemeine Steuerreform eingebettet worden wäre. „Wir hatten vorgeschlagen, die Kilometerpauschale in einen Steuerkredit Mobilität umzuwandeln.“ Im Übrigen, sagt er, seien von dem um 96 Euro erhöhten Steuerekredit nur 71 Euro eine regelrechte Kompensation: „25 Euro sind wegen der Inflation geschuldet.“

Wie es mit der versprochenen großen Steuerreform weitergeht, weiß wegen Covid keiner. Der Energieminister räumt ein, dass die Regierung mit dem Statec erst begonnen hat, die Datengrundlage zu verbessern. Man wolle, sagt Claude Turmes, besser verstehen, wie Wohnkosten, Heizkosten und Mobilitätskosten zusammenspielen, auch territorial. In anderen Worten, aber das sagt Turmes so nicht: Streng genommen, kam die CO₂-Steuer zu früh. Doch weil Luxemburgs Klimaschutzverpflichtungen mit Horizont 2030 ab Anfang dieses Jahres gelten, musste ein politischer Einstieg her. Dass er „recht glatt“ verlief, ist der bisherigen Niedrigsteuerpolitik zu verdanken. Den Rest haben die Öl- und Gasmärkte besorgt, auf denen die Preise wegen der Pandemie noch immer niedriger sind als vor einem Jahr. ●



BELGIQUE

Violences policières : la colère monte !

Olivier Mukuna, Bruxelles

Les 9 et 19 janvier, deux jeunes afrodescendants, Ibrahima Barrie (23 ans) et Ilyes Abbedou (29 ans), sont morts dans deux commissariats de Bruxelles. Que s'est-il passé exactement ? La transparence fait défaut ; les mensonges policiers s'additionnent ; le soupçon de la double bavure se renforce... Mais que se passe-t-il avec la police belge ? Ceci n'est pas une bavure journalistique mais un état des lieux. Aussi structurel qu'inquiétant.

En ce début d'année 2021, Ibrahima Barrie est décédé, environ une heure après son arrestation, dans le commissariat de Saint-Josse. Une enquête judiciaire pour « homicide involontaire » est en cours. Si les circonstances de la mort du jeune électricien d'origine guinéenne restent obscures, plusieurs éléments ont réactivé le lourd passif des violences policières et du racisme institutionnel belges.

Déshumanisation, intoxications et brouillard

Les parents d'Ibrahima n'ont appris la mort de leur fils qu'à 02h30 du matin, soit six heures après les faits. On leur a prétendu que le jeune homme avait été arrêté pour violation du couvre-feu (de 22 heures à 06 heures à Bruxelles), avant que l'hôpital ne leur précise l'heure du décès : 20h22 ! Des sources policières ont ensuite diffusé la rumeur selon laquelle Ibrahima aurait ingéré de la drogue juste avant son arrestation. Ce qui aurait pu expliquer son décès soudain au commissariat. Les premiers examens toxicologiques ont contredit cette thèse policière visant à criminaliser le jeune afrodescendant.

En ce début d'année 2021, Ibrahima Barrie est décédé, environ une heure après son arrestation, dans le commissariat de Saint-Josse

Cette intoxication policière, tellement habituelle dans ce type dossiers, n'a pas ému la classe politique ni la plupart des médias belges. Ces derniers ont d'ailleurs beaucoup du mal à médiatiser les bonnes questions. Exemple : si les premières images de vidéo-surveillance ne montrent aucune violence perpétrée sur Ibrahima, que s'est-il passé dans la voiture ou le combi de police dans lequel il a été conduit, menotté, au Commissariat ? Sachant que c'est souvent durant ces trajets que les policiers violents et racistes tabassent sans retenue leur « passager »...

Autre exemple : les hématomes constatés sur le torse d'Ibrahima. La version policière avance des tentatives énergiques de réanimation suite à l'évanouissement du jeune homme. Or, selon l'avocat de la famille Barrie, Me Alexis Deswaef, qui a pu visionner les images : Ibrahima, toujours menotté, se lève soudain de son siège, tombe au sol et y reste, inconscient, durant 5

à 7 longues minutes avant que certains policiers ne s'en inquiètent... Ce qui conduira Alexis Deswaef à souligner une évidence : « Je pense que cela ne serait pas arrivé à mon fils. Il y a un problème de racisme structurel dans la police ».

Pour Ilyes Abbedou, décédé dans un autre commissariat bruxellois le 19 janvier, le brouillard est tout aussi opaque. Une semaine après les faits, les Autorités sont incapables de donner la cause du décès de cet Algérien de 29 ans tout en communiquant, au lendemain de la tragique nouvelle, que l'autopsie n'avait révélé « aucune trace de violences ». Depuis, le Parquet de Bruxelles se tait dans toutes les langues sur une enquête transférée au Comité P (Police des polices).

Originaire de la ville d'Oran, Ilyes Abbedou aurait été arrêté pour le vol d'une veste de marque au centre commercial Docks, situé au nord de Bruxelles. Remis à la police, l'Algérien est placé en détention pour « séjour illégal ». Il reste enfermé plus de 24 h avant d'être découvert mort. D'après les journalistes Arthur Sente et Louis Colart du quotidien Le Soir, Ilyes aurait été « oublié en cellule » alors qu'il était libérable. Mais que s'est-il passé dans ce cachot ? A ce stade, aucune info, aucun accès aux images de vidéo-surveillance...

« Il y aura d'autres morts »

Pour Ayoub Bouda, membre du Collectif Justice Pour Medhi - et frère de Mehdi Bouda (17 ans) tué, le 20 août 2019, percuté par une voiture de police



Des émeutes devant un commissariat

qui roulait à 98 km/h -, cette recrudescence de violences policières « rappelle des souvenirs douloureux... ». « Cela m'a aussi fait prendre conscience de l'ampleur du phénomène et du manque de pouvoir des citoyens vis-à-vis de la police », enchaîne le jeune activiste de 26 ans. « Au final, on se retrouve avec des morts dans des commissariats et personne ne peut savoir ce qui se passe. Il n'y a aucune instance indépendante qui a le pouvoir de les surveiller pour nous dire ce qui s'y passe dans ces commissariats ! Tant qu'il n'y aura pas ce type d'instance, il y aura hélas d'autres morts... »

Pour sa part, le sociologue David Jamar, chercheur à l'Université de Mons, soulève et dissèque une mythomanie policière persistante : « En cas de plaintes pour violences, et particulièrement en cas de meurtre, une véritable mythomanie policière s'engage systématiquement. La structure se répète : responsabilisation de la victime, défaillance du corps de la victime (cardiaque, asthmatique, etc.), le fameux « au mauvais endroit, au mauvais moment » (l'accident), hématomes dus à des gestes de réanimation (mise en valeur de la bonne volonté policière)... Ces versions ont en commun de s'arranger en groupes ; c'est d'une fabrication collective qu'il s'agit. Et si personne ne proteste, le Parquet, qui s'appuie sur l'idée de violence légitime et d'ordre public, prend ces mythomanies au sérieux. »

Et le sociologue de pointer une protection judiciaire et parlementaire au détriment systémique des victimes qui réclament justice : « Ce qui autorise aussi ces fabrications policières, ce sont les chaînes de l'impunité judiciaire, laissées en l'état par les parlementaires au nom de la 'séparation des pouvoirs'. Dès lors, les peines requises à l'encontre de policiers sont minimales ou inexistantes. Rien qu'obtenir un procès est déjà une victoire pour nombre de familles et leurs comités de soutien ».

Alors que faire ? Pour tenter de retrouver une police belge, digne de confiance citoyenne, revenant à ses fondamentaux : « Servir et Protéger » ? « Il me semble important de démanteler les ressorts de l'impunité policière afin de démanteler la police telle qu'elle est effectivement, au moins dans ses constructions racistes les plus irréversibles », estime David Jamar. « Pour cela, il s'agit de cesser de mettre en doute la parole des comités de lutte (la charge de la preuve doit pouvoir, politiquement si pas juridiquement, s'inverser) et faciliter le travail de ces comités qui ont besoin de données et de leviers institutionnels. Cela ne règle pas tout racisme systémique et institutionnel, mais c'est un minimum si l'on prend au sérieux l'idée que nos villes appartiennent à leurs habitants dans toute la diversité de leurs parcours ».

DEUTSCHLAND

Das Private und das Politische

Martin Theobald, Berlin

Es war die stundenlange Bund-Länder-Konferenz zur Bekämpfung der Corona-Pandemie am Dienstag vergangener Woche als Thüringens Ministerpräsident Bodo Ramelow von den Linken zu seinem Smartphone griff und das Puzzle-Spiel „Candy Crush Saga“ öffnete. Er zockte, während sich die politische Elite des Landes Gedanken um weitere Maßnahmen, um das Wohl und Wehe von Gesellschaft und Ökonomie machte. Er zockte ein recht belangloses Spiel, das mitunter bei langen Bahnreisen oder in Zahnarzt-Wartezimmern von der Tristesse des Alltags ablenkt, aber nicht unbedingt eine intellektuelle Herausforderung darstellt. „Bis zu zehn Level ‚Candy Crush‘ schaffe ich“, sagte Ramelow am vergangenen Freitag in einer virtuellen Diskussionsrunde über die App *Clubhouse*. So zumindest zitiert ihn die *Welt am Sonntag*.

Clubhouse ist der neue Star unter den sogenannten sozialen Medien. Sie bietet eine Audio-Plattform, eine Art Radio-Talkshow und Twitter-Diskussion, auf der Menschen in virtuellen „Räumen“ live miteinander und über einander reden können. Die App ist derzeit nur für Apple-Geräte verfügbar und wer an einer virtuellen Diskussion teilnehmen möchte, muss über einen entsprechenden Einladungslink verfügen. Am vergangenen Freitag fand der Raum „Nachtgespräche – zwischen Trash und Feuilleton“ für großen Zulauf. Teilnehmende waren neben Thüringens Ministerpräsident Ramelow auch Manuela Schwesig (SPD), Ministerpräsidentin von Mecklenburg-Vorpommern, sowie der aufstrebende Sozialdemokrat Kevin Kühnert, der stellvertretende Chefredakteur der Bild-Zeitung Paul Ronzheimer sowie Kai Dieckmann, ehemaliger Chefredakteur der *Bild*. Christian Lindner, Vorsitzen-

der der FDP, sei ebenfalls virtuell anwesend gewesen, wenn auch er es vorgezogen habe nur zuzuhören.

In der Runde, die von sechs jungen Menschen moderiert wurde, ging es unter anderem um triviale Themen wie Heidi Klum, Schwesigs Filmrolle als 15-Jährige, aber eben auch um den Corona-Bund-Länder-Gipfel mit Bundeskanzlerin Angela Merkel wenige Tage zuvor. Zeitweise sollen mehr als 1 000 Menschen sich in diesem Online-Raum eingefunden haben. Während der Runde, in der auch munter gesungen wurde, bezeichnete Ramelow die Bundeskanzlerin als „Merkelchen“, als es spaßeshalber darum ging, die nächsten Bund-Länder-Konferenz bei *Clubhouse* zu veranstalten. Johannes Boie, Reporter der *Welt am Sonntag*, machte dies am Wochenende öffentlich.

Und sah sich umgehend der Kritik ausgesetzt, denn schließlich heißt es in den Allgemeinen Geschäftsbedingungen von *Clubhouse*, dass aus Unterhaltungen auf dieser Plattform nur zitiert, aufgezeichnet oder transkribiert werden darf, wenn eine Erlaubnis der Beteiligten vorliege. Doch viele Journalist/innen und sind

sich einig darüber, dass es Teil der Pressefreiheit ist, Gesprächsinhalte von Politiker/innen in öffentlichen Räumen, die im öffentlichen Interesse sind, zu veröffentlichen. Gerade auch, weil es bei dem Gespräch am Freitagabend um eine Konferenz ging, deren Ergebnisse den Alltag der Bürger/innen stark einschränkt.

Kritiker meinten, Boie habe erst mit seinem Artikel ein öffentliches Interesse erzeugt, in dem er die Äußerungen Ramelows skandalisiert habe. Doch in dieser Argumentation zeigt sich die Doppelmoral bei Vertretern der Presse, die beispielsweise die Video-Mitschnitte eines Etwa-Sechs-Personen-Gelages während der österreichischen Ibiza-Affäre als wohlfeilen Enthüllungsjournalismus feiern, aber andererseits für Ramelow einen geschützten Raum in einer Online-Veranstaltung mit mehr als 1 000 Teilnehmenden fordern. Das deutsche Feuilleton führt nun mit bekannter Vehemenz die Diskussion darüber, wo Wohl und Wehe, Privatsphäre und Öffentlicher Diskurs auf Internet-Plattformen beginnen und endet schließlich in der Erkenntnis, die bereits die sogenannte 68-er Generation umtrieb: Das Private ist politisch.

Gleichzeitig lieferte die Diskussion einen tiefen Einblick in die Gedankenwelt eines knapp 65-jährigen Mannes, eines Politikers der Linken, des Ministerpräsidenten eines deutschen Bundeslandes. Auch wenn die Bezeichnung der Bundeskanzlerin noch so flapsig, so jugendlich anbiedernd, so internetaffin gemeint gewesen sein soll, offenbart sie das stereotype Denken von männlichen Alphetieren, die um ihre Dominanz fürchten und für die verbale Herabwürdigungen von Frauen zum alltäglichen, unreflektierten Sprachgebrauch gehören. Ramelow sieht sich zu Unrecht als Sexisten verunglimpft, was ihm – als einem Politiker der Linken quasi per Parteizugehörigkeit – nicht nachgesagt werden könne.

Pflichtschuldigt ruderte Ramelow zurück: „Eine kluge Frau hat mir“, schrieb Radelow am Sonntag auf *Twitter*, „gerade schlüssig den eigentlichen Fauxpas meiner Clubhaus-Plauderei dargelegt und es hat mich überzeugt. Den Namen der Bundeskanzlerin zu verniedlichen war ein Akt männlicher Ignoranz.“ Es auszusprechen und anschließend erklärt zu bekommen, zeigt die eigentliche Ignoranz. Bodo Ramelow schließt seinen Tweet: „Dafür meine ehrliche Bitte um Entschuldigung.“

Votre publicité ici

Contactez Zoubida Belgacem qui est en charge de la régie publicitaire au sein du Lëtzeburger Land

+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu

Die Diskussion um Thüringens Ministerpräsident Boris Ramelow offenbart das stereotype Denken männlicher Alphetiere



Le réveil des comptes dormants

La signature mercredi d'un accord entre l'État luxembourgeois et la communauté israéliite du Luxembourg sur la reconnaissance de l'ensemble des victimes de la Shoah et la restitution de leurs biens spoliés est qualifiée « d'historique » par les organisations juives internationales. Le Grand-Duché était considéré comme le mauvais élève de l'Europe occidentale en la matière. Après deux ans de négociations soutenues par les États-Unis en la personne de Randolph Evans, ancien ambassadeur au Luxembourg, le Grand-Duché solde ses comptes. Un million d'euros seront répartis, de « manière symbolique » précise la WJRO (Word Jewish Restitution Organization), entre les survivants et les ayants droit des déportés qui ont vécu au Grand-Duché pendant la Seconde Guerre mondiale. 25 millions d'euros seront alloués au rachat du couvent de Cinqfontaines, qui a servi de centre de triage avant la déportation, et à sa transformation en centre éducatif et commémoratif. L'entretien de la mémoire est aussi financé. La question de la restitution des actifs des comptes dormants des juifs apatrides, soit 75 pour cent de la communauté avant l'invasion nazie en 1940, n'est, elle, pas encore totalement résolue. Le secret bancaire bloque. Les banques luxembourgeoises craignent, depuis deux décennies déjà, de se voir stigmatisées comme leurs consœurs helvétiques. Celles-ci durent restituer 1,2 milliard de dollars en 1998. Pour ne pas subir de mauvaise publicité, les négociations ont été menées via l'UEL (et non l'ABBL) et les assurances sont liées à cet engagement plus global. Le rapport de la Commission Dostert

rendu en 2009 (et critiqué à cet égard) estimait à 25 petits milliers d'euros la valeur des actifs sur des comptes spoliés durant l'Occupation. L'accord scellé entre les parties doit contourner le secret bancaire et identifier un maximum de comptes. Il prévoit la désignation d'une expertise externe pour clarifier ce qui peut être rendu selon un mandat modélisé par la WJRO. L'objectif est de « déterminer s'il y a des comptes dormants ou d'autres instruments financiers appartenant à des victimes de nazis qui ont été déposés ou transférés auprès de banques publiques ou privées, durant ou immédiatement après la guerre, quel que soit le domicile du titulaire du compte », stipule le mandat. L'expertise devrait ainsi regarder plus loin que le périmètre examiné par les rapports Dostert. L'auditeur pourra compter sur le soutien des autorités luxembourgeoises pour lever les obstacles liés au secret bancaire. Les banques devront fournir tous les documents relatifs à des ouvertures de compte entre début 1933 et fin 1945. Seront réalisés des recoupements avec les listes de noms établies par le Consistoire israéliite de Luxembourg, de la police et d'autres registres luxembourgeois, en sus des données internationales au mémorial Yad Vashem à Jérusalem ou au Musée mémorial de l'Holocauste (USHMM) à Washington. Un interlocuteur du ministère d'État, en charge du dossier, rappelait néanmoins au *Land* en fin d'année passée, que le Luxembourg des années 1940 n'était pas du tout comparable au centre financier qu'il est aujourd'hui ou à la Suisse d'alors. pso

8

WIRTSCHAFT

Land

29.01.2021

Pour le respect du secret des sources

Le journaliste de *Cash investigation* à l'origine de Luxleaks et des révélations sur l'industrie de l'optimisation fiscale luxembourgeoise remet une pièce dans la machine judiciaire pour faire respecter le sacrosaint secret des sources. Édouard Perrin assigne en appel mardi la société luxembourgeoise PWC pour avoir, en 2014, demandé et obtenu (par ordonnance) du juge français le droit de pénétrer le domicile de son salarié et lanceur d'alerte Raphaël Halet. « Ainsi le cabinet d'audit avait pu se livrer à l'équivalent d'une perquisition dans le cadre d'une instruction criminelle, mais sans aucune garantie d'impartialité ni aucun contre-pouvoir », note le communiqué de presse diffusé par le journaliste et son entourage. Édouard Perrin souligne que PWC n'avait alors plus besoin d'identifier Raphaël Halet, deuxième source du journaliste (après Antoine Deltour, autre source mise à la lumière dans la mécanique judiciaire). « Il s'agissait pour eux d'éviter plus de fuites et d'identifier tout contact avec des journalistes », relève celui qui a, de fait, dû s'asseoir sur le banc des accusés du procès Luxleaks pour complicité de vol et de violation du secret d'affaires, les correspondances entre Raphaël Halet et Édouard Perrin ayant été identifiées à cette occasion. En première instance en 2017, le procureur avait conclu à une violation manifeste du secret des sources, inscrit depuis 2010

dans la loi sur la liberté de la presse (1881). Mais le Tribunal de grande instance de Metz avait débouté le journaliste, estimant qu'il n'avait aucun intérêt légitime dans cette affaire. En appel, le Syndicat national des journalistes (en France) s'associe au reporter en tant qu'intervenant volontaire. Le but ? Faire valoir, à l'instar de la justice luxembourgeoise lors des trois prononcés Luxleaks, la primauté de l'intérêt général et du secret des sources sur les intérêts particuliers d'une firme. pso

Parquet en retard

Le conseil de gouvernement a approuvé vendredi passé deux projets de loi qui vont permettre la prise en considération du Parquet européen dans l'organisation judiciaire et le code de procédure pénale. L'institution européenne (créée dans le cadre d'une coopération renforcée) basée à Luxembourg et censée lutter contre la criminalité financière transfrontière, tarde à mener ses premières enquêtes du fait des retards pris dans les transpositions législatives nationales et dans l'élaboration de son budget. The European Public Prosecutor Office (Eppo) devait être opérationnel fin 2020. Le Luxembourg n'a lui même pas encore nommé ses deux procureurs délégués. La ministre de la Justice, Sam Tanson (Déi Gréng), devait s'entretenir ce vendredi avec le Commissaire en charge Didier Reynders sur ces derniers développements. pso

Industrie du vol automobile

Jean-Marc Medouga devait comparaître lundi 11 janvier devant la Cour d'appel en opposition d'un arrêt rendu par défaut (en

son absence) en avril 2019. La présidente de la Cour n'a pu que constater l'absence de ce ressortissant français qui, entre avril et octobre 2007, a, avec l'aide de trois complices, berné garages et banques pour s'octroyer indûment des véhicules. On parle de 22 tentatives pour huit financements obtenus au moyen de faux papiers produits auprès de sept garages et cinq institutions financières. Jean-Marc Medouga et/ou ses complices se présentaient dans les garages sous une fausse identité, finançaient les acquisitions par la production de fausses fiches de paie auprès d'instituts de crédit et régularisaient l'export en France via Sandweiler. À Foetz, le réseau de malfaiteurs tente de financer une BMW grâce à deux feuilles de salaire de la CFL ou encore une Mini-Cooper en se faisant passer pour un salarié du ministère de la Fonction publique. Un complice acquiert une Alfa Romeo avec une fausse carte d'identité et de fausses fiches de salaire de Cargolux, etc. L'un des complices travaille dans un garage à Foetz. Il a réutilisé les fiches de paie données par d'anciens clients. Une plainte d'une salariée de Cargolux, la vraie, dont les relevés de salaires ont été utilisés pour acquérir un véhicule a conduit à l'ouverture d'une information judiciaire... en novembre 2007. Plusieurs commissions rogatoires internationales ont été émises entre 2008 et 2011. Le temps requis pour l'enquête, la multiplication des instances et, en l'espèce, le temps pris part Jean-Marc Medouga pour faire opposition, font qu'il se voit débouter ce 20 janvier seulement. La peine de 18 mois de prison et de mille euros d'amende est confirmée. Deux complices ont écopé de douze mois (notamment le commercial du garage luxembourgeois), un autre de neuf mois avec sursis. pso

Négociations

Alors que la fédération patronale Horesca voit sa légitimité mise en question par sa base, les négociations avec le ministre des Finances et celui des Classes moyennes continuent. Son secrétaire général, François Koepf, se dit « optimiste » qu'elles aboutiront. L'Horesca demande que les frais fixes soient couverts à cent pour cent. Les règles européennes l'interdiraient pour l'instant, dit Koepf, mais une demande aurait été introduite à Bruxelles pour relever les maxima. Quant au « revenu de remplacement » pour les indépendants, le ministre du Travail, Dan Kersch (LSAP), assurait vendredi dernier sur les ondes de *Radio 100,7* que sa « porte est toujours ouverte ». Mais il pointait également la difficulté à trouver une solution globale à des situations très variées. Les organisations patronales avaient essuyé un premier refus l'été dernier. bt

« Jouissance paisible »



Ce que ni la CLC ni l'Horesca n'avaient pu se résoudre à revendiquer, les juges de paix viennent de l'imposer en première instance : un moratoire temporaire sur les loyers. Durant le premier confinement, les organisations patronales et le gouvernement se contentaient d'appels à la bonne

volonté des propriétaires. (Des appels suivis d'un certain effet : de nombreux bailleurs, dont la City Concorde et la Belle Étoile, ayant annulé un ou deux mois de loyer en mars-avril.) Craignant un « Kuddel-Muddel », l'Horesca ne voulait pas troubler une chaîne au long de laquelle chacun empoche sa marge : les propriétaires qui louent aux brasseries, qui sous-louent aux cafetiers, qui sous-sous-louent les chambres à l'étage. Quant à la CLC, son directeur Nicolas Henckes évoque une situation « complexe », et rappelle que parmi les propriétaires de surfaces *retail* se trouveraient également des fonds d'investissement devant rembourser d'énormes prêts bancaires. Ce sont finalement les juges du tribunal de paix à Luxembourg qui, dans trois décisions prononcées le 13, 14 et 21 janvier, brisent le tabou. Dans les cas d'un cafetier à Junglinster, d'un commerçant de la Grand-Rue et d'un exploitant de bars à Clausen, les juges de paix ont libéré les locataires du paiement de loyers durant la période de fermeture administrative. En appliquant « la théorie des risques », elles arrivaient à la conclusion que le bailleur ne pouvait respecter son « obligation essentielle » consistant dans « la jouissance paisible de la chose louée ». Un cas de « force majeure temporaire » qui aurait rendu les locaux commerciaux « impropres à la destination convenue entre les parties ». Détail intéressant : les juges n'ont pas suivi l'argumentation des propriétaires qui estimaient que les locataires auraient pu se reposer sur les ventes à emporter ou le commerce électronique (ce que le contrat de franchise interdisait au magasin de vêtements, Grand-Rue). Ces jugements en première instance restent précaires, le droit ne fournissant pas une réponse univoque au problème soulevé. La

prochaine étape, en appel, donnera plus de clarté. Mais les juges de paix ont créé la stupeur chez le juriste et lobbyiste des propriétaires, Georges Krieger. Dès la fin mars, deux avocats de son cabinet s'étaient empressés à publier une note dans laquelle ils assuraient qu'une fermeture administrative « ne saurait être invoquée par un locataire comme un simple prétexte pour se dégager de ses obligations [...] et suspendre le paiement du loyer ». Une note, erronée (du moins dans son ton catégorique), qui aura découragé de nombreux plaignants potentiels. Ces décisions sont tombées tardivement, et presque par hasard. Car c'étaient les propriétaires qui avaient entraîné leurs locataires devant la Justice pour obtenir leur déguerpissement, plus des arriérés de loyers et des indemnités de relocation. (Un commerçant ou cafetier qui aurait refusé de payer son loyer dans l'espoir que le tribunal lui donnera raison par la suite aurait pris un risque énorme : pas seulement de devoir payer les arriérés mais également d'être viré de son local.) Prises en tenaille entre le cafetier et le propriétaire, les brasseries sont particulièrement mises dans l'embarras par ces jugements. Car une autre question se pose désormais : les locataires qui ont payé leurs loyers pourront-ils réclamer des restitutions à leurs propriétaires ? Toujours est-il que ce début d'une nouvelle jurisprudence pourrait s'avérer être de la moutarde après dîner. Car plutôt que de prendre le risque de s'aliéner les propriétaires (luxembourgeois) en décrétant un moratoire sur les loyers commerciaux, le gouvernement a décidé de les payer lui-même. Depuis décembre, 90 pour cent des frais fixes des PME peuvent ainsi être remboursés. Une large part de ces aides publiques sera donc captée

par le complexe immobilier. « Les grands propriétaires revendiquent leurs loyers puisqu'ils savent que, de toute manière, ceux-ci seront remboursés par l'État », dit un acteur du secteur horeca. Un classique compromis à la luxembourgeoise. Et une illustration que le « modèle social » ne fonctionne qu'à condition que l'État paie l'ardoise, et ne doive pas faire d'arbitrages. bt

Rectificatif

Dans la dernière édition du *Land* (« Save / Delete », nous écrivions que « depuis 2018 », le Service des sites et monuments nationaux (SSMN) avait été confronté à trente recours en annulation devant le tribunal administratif. En fait, c'est depuis 2008, donc sur les dernières treize années (et non trois années), que le SSMN a connu trente recours. bt

Ticker

Ce samedi, Giovanni Patri était en direct sur Facebook. Durant 55 minutes, il se filma à la manifestation des restaurateurs. L'autoproclamé « rassembleur » des indépendants s'en prenait à « mon Xavier » (Bettel), le critiquant pour ne pas lui avoir accordé une entrevue « entre quatre yeux, entre hommes responsables » : « Recevoir quelqu'un pendant une heure pour apaiser le peuple, cela ne coûterait pas grand-chose. » Devant le palais grand-ducal, le cortège des restaurateurs croise celui des anti-masque : « Avec votre masque, vous ressemblez à quoi ? À un Juif avec son étoile ! », entend-on un « coronasceptique » lancer aux restaurateurs, qui gardaient leurs masques et leurs distances. Les 200 manifestants arrivent finalement devant la mairie. Clément Elie, l'initiateur de la marche, improvise un discours : « On veut ouvrir, on veut travailler. Alors laissez-nous travailler, bordel de merde ! Et c'est un employé de café qui vous le dit. Je ne suis même pas patron. C'est pour vous dire que j'en ai marre de cette situation ! »

La fédération patronale n'avait pas appelé à manifester. « On ne peut pas cautionner une manifestation qu'on n'a pas lancée nous-mêmes », dit François Koepp, le secrétaire général de l'Horesca. Il aurait craint que « des casseurs » se mêleraient au cortège. Quant à Clément Elie, barman à Diekirch, Koepp dit ne pas le connaître : « Cette personne ne nous a jamais contactés. » Ce lundi, le président de la fédération Horesca, l'inamovible Alain Rix, était l'invité sur *RTL-Radio*. (Selon le décompte réalisé par le *Wocx*, Rix était la personne la plus interviewée en 2020 sur la matinale de *RTL*, ex-aequo avec Lex Delles et Nicolas Buck.) Il y a quelques semaines encore, Rix lançait un ultimatum au gouvernement, menaçant d'appeler ses membres à ouvrir les restaurants et bars dès le 1^{er} février. Ce lundi, Rix faisait un recalibrage de son discours qui prenait une tournure nettement plus conciliante et compréhensive (en dix minutes, le verbe « comprendre » tombera une demi-douzaine de fois) : « Nous sommes ceux qui misons sur le dialogue. On doit s'entendre avec le gouvernement. Si on se met à crier, on n'obtiendra rien. Cela ne nous est pas utile, cela ne nous aide pas. »

Le *large-scale testing* recueille des renseignements sur les catégories socio-professionnelles les plus touchées par le Covid-19. Il s'avère qu'entre mai et septembre 2020, « prevalence in the hospitality sector was significantly higher than in other sectors ». Le taux de participation aux tests restait, lui, très bas dans le secteur de l'horeca : Seulement 27,5 pour cent contre une moyenne nationale de 47,3. Malgré ces données, qui n'étaient officiellement publiées que le 4 décembre dans *The Lancet*, le gouvernement gardait les restaurants et bars ouverts jusqu'au 26 novembre, soit un mois de plus qu'en France, Allemagne et Belgique, alors que la deuxième vague s'abattait sur le pays.

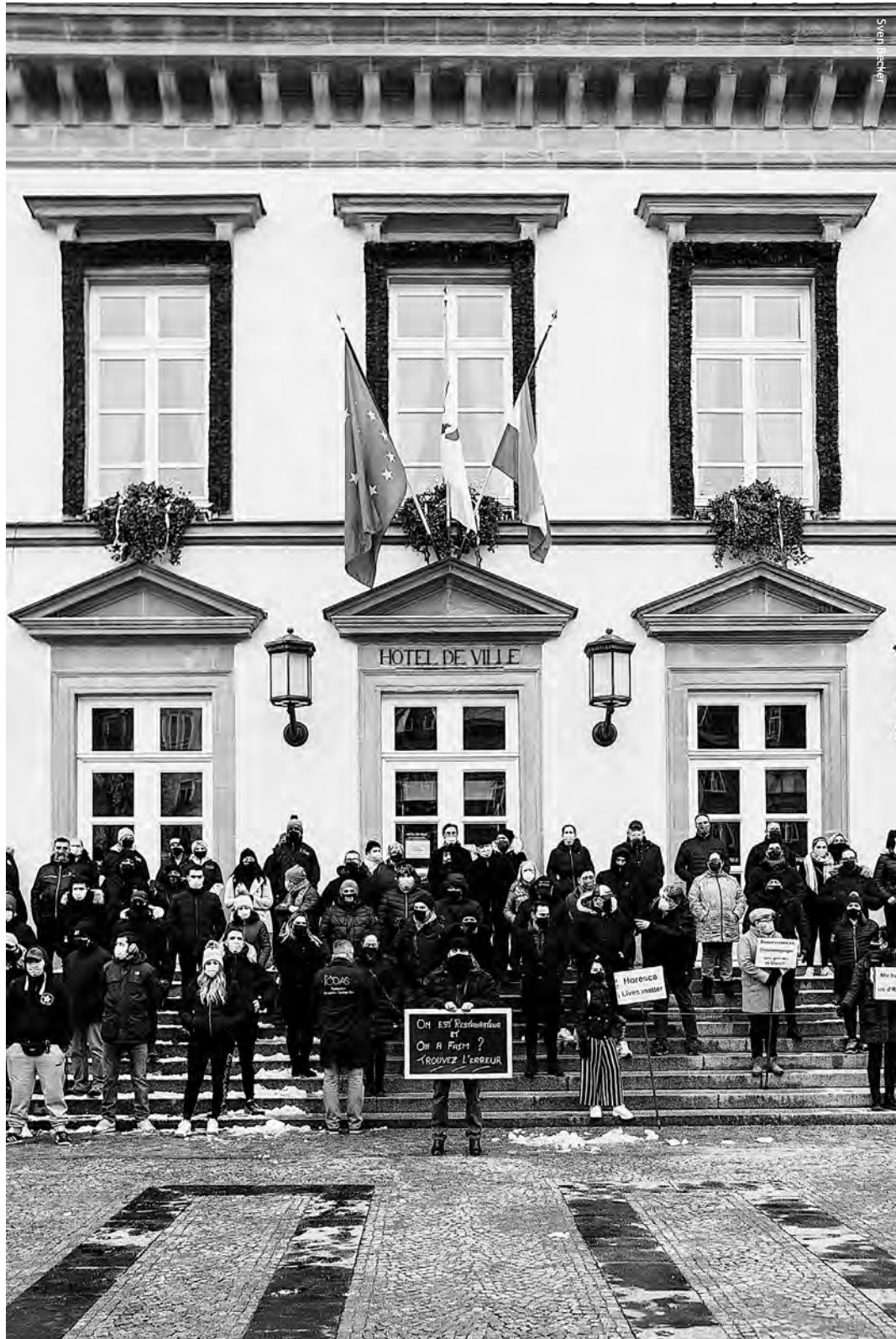
Plutôt que d'exiger une réouverture immédiate, Rix plaide désormais pour une nouvelle augmentation des aides (lire page 8), et il réclame une perspective claire : « Dites-nous enfin quand on pourra recommencer, *nondidjabel namol!* » L'Horesca semble avoir intégré l'idée qu'une réouverture des bars et restaurants serait vue comme une provocation par les pays voisins, et pourrait condamner le pays à l'enfermement et à l'asphyxie. Un « enjeu national », dit François Koepp, dont on mesurerait le poids : « Si nos frontières fermaient, alors tout tomberait à l'eau. Ce serait toute l'économie qui s'écroulerait. Plus personne ne toucherait rien : plus de chômage partiel, plus de 90 pour cent des coûts fixes remboursés... Rien. » Les représentants officiels du secteur semblent donc s'être résignés à une fermeture prolongée. Intégrés à la Chambre de commerce et les institutions tripartites, Rix et Koepp s'affichent *staatsdragend*. Pour la Fedil et l'ABBL – des lobbys autrement plus puissantes que la petite Horesca et ses quatre permanents – la fermeture des cafés et restaurants ne constitue pas de ligne rouge. Leur souci central, c'est que les écoles et les frontières restent ouvertes, conditions nécessaires à ce que l'économie continue à tourner.

Rix et Koepp se font déborder par une partie de leur propre base, dont la colère est amplifiée par les réseaux sociaux. Ce phénomène classique de « désintermédiation » a propulsé de nouveaux acteurs sur le devant de la scène. Le 15 mars 2020, c'est-à-dire la veille du grand confinement, Giovanni Patri crée le groupe Facebook « Rescue Independents & Start-ups ». En quelques semaines, il va fédérer des milliers d'indépendants paniqués dans une commu-

Gilets jaunes du patronat

Bernard Thomas

Les petits patrons, Facebook et le péril populiste



Première manifestation des cafetiers et restaurateurs, place Guillaume, le 16 janvier

Les petits patrons cherchent un exutoire à leur colère et à leur angoisse, et ils le trouvent sur Facebook

nauté virtuelle. (Le nombre de membres du groupe plafonne actuellement à 7 800 personnes.) Très vite, Patri se profile comme contact privilégié des médias qui cherchent à citer quelqu'un « du terrain » parlant au nom des « indépendants ». En mars et en mai, une réunion avec le ministre de l'Économie et une autre avec celui des Classes moyennes crédibilisent son nouveau statut. Arrive enfin la consécration par la nation RTL : il est retenu parmi les dix finalistes du concours « Lëtzeburger vum Joer 2020 ».

En 2015, l'ancien cadre dans l'industrie des fonds avait créé une start-up spécialisée dans la lutte contre l'usurpation d'identité. Il se voit désormais comme le porteur des doléances des petits patrons, et revendique une position officielle : « Je vais contacter les quatre plus grosses banques pour demander un tour

de table [sur les loyers et prêts hypothécaires] », affirmait-il en mars dernier à *Paperjam*. Il y a quelques semaines, il expliquait à ses *followers* sur Facebook qu'il était « disposé à créer une task-force indépendante avec des représentants de tous les secteurs et des députés. » Puis, dans une lettre à Xavier Bettel, envoyée le 13 janvier et restée sans réponse, il se proposait comme futur « médiateur officiel entre les indépendants et le gouvernement ».

Décidément, l'Italo-Luxembourgeois qui a grandi à Steinfort se sent rempli d'une mission. Les communiqués portent son nom en en-tête, suivi de celui de l'Asbl, en caractères plus petits. Quand on l'interroge sur ce qui fonde sa légitimité et sa représentativité en dehors de Facebook, Patri évoque les 700 adhérents, jusqu'ici non cotisants, que compterait son association. Pense-t-il entrer un jour en politique ? « Je ne vois pas pourquoi je ne le ferais pas, si les conditions sont réunies », répond-il. Politiquement, Giovanni Patri se décrit comme « un sarkozyste de base ». Instinctivement, il se serait donc senti « plus proche du DP ». Mais il a très mal digéré le refus récent du Premier ministre de le rencontrer. Le CSV, par contre, aurait « eu l'intelligence » d'accepter sa « main tendue à la politique ». À l'issue d'une entrevue avec le député Laurent Mosar, Patri publie donc illico un communiqué intitulé : « Alors que Bettel décline les appels à l'aide, le CSV écoute les indépendants ».

Patri dit avoir mis en place des garde-fous pour prévenir la dissémination de fausses informations dans les groupes qu'il administre sur Facebook. Très tôt, il décide que les milliers de membres n'auront pas tous droit d'y faire des publications. « Cela a fait mal, mais il fallait éviter les risques juridiques », dit-il. Dans la pratique, ce droit revient donc à Patri, et à lui tout seul. Ses *posts*, il les rédige en français, en luxembourgeois et en anglais. Quant aux commentaires douteux, plutôt que d'intervenir, il préfère laisser les théories conspirationnistes « mourir toutes seules ». Or, en avril, confronté à « des appels à la haine et au vandalisme », il désactive tous les commentaires durant 24 heures. Quelques jours plus tard, Patri expliquera au *Tageblatt* que, « d'après un sondage non-représentatif », 55 pour cent des membres de son groupe Facebook s'attendaient à devoir déclarer faillite dans les trois semaines à venir. (Au même moment, la fédération Horesca évoquait un scénario de quinze à vingt pour cent de faillites imminentes.) Ces pronostics alarmistes ne se réaliseront pas : Grâce à la perfusion étatique, le nombre de faillites en 2020 sera même inférieur à celui de 2019.

Aux yeux de Giovanni Patri, les organisations patronales « n'acceptent pas la nouvelle manière de communiquer », elles accuseraient une décennie de retard. Les fonctionnaires patronaux préfèrent en effet passer par leurs sites Internet, newslet-

ters, magazines ou la « presse amie » (Maison moderne). Au combat de rue sur Facebook, ils privilégient les plateformes plus feutrées (LinkedIn) ou politico-politiques (Twitter). Face au *Quotidien*, Koepp estimait cette semaine que « les réseaux sociaux sont un moyen pour les gens de communiquer entre eux de manière privée et non de façon professionnelle ». Quant au directeur de la Confédération luxembourgeoise du commerce (CLC), Nicolas Henckes, il ne croit pas que « Facebook soit nécessaire à l'efficacité de notre action » : « Cela peut très vite dégénérer. Les discussions tombent rapidement à un niveau intellectuel très bas. Nous préférons analyser les dossiers de nos membres à tête reposée. » Or, les petits patrons cherchent un exutoire à leur colère et une confirmation à leur indignation, et ils les trouvent sur Facebook.

Quand Robert Dennewald annonçait en 2019 qu'il sera désormais « le gilet jaune du patronat », la formule prêtait à rire : On voyait mal l'ancien président de la Fédération des industriels occuper un rond-point à Contern. Mais l'historien français Gérard Noiriel avait peut-être visé juste quand il analysait le mouvement des gilets jaunes comme « une revanche des classes populaires non-salariées ». Il rappelait l'existence de la « petite-bourgeoisie », des commerçants, patrons-ouvriers ou cafetiers dont le niveau de vie n'est souvent guère supérieur à celui des ouvriers qualifiés. Ce sont ces couches sociales qui, en l'an II de la pandémie, s'insurgent sur les réseaux sociaux et descendent dans les rues de Luxembourg.

Rongés par des semaines d'attente fébrile et hantés par la perspective d'un déclassement social, les restaurateurs se sentent comme les « oubliés » de la pandémie (*d'Land* du 15 janvier 2021). De nombreux petits patrons semblent dépassés par la paperasse administrative à remplir pour toucher aux aides. Giovanni Patri se voit comme traducteur des communiqués officiels du gouvernement en français simplifié : « Il y a des mots que les gens ne comprennent pas. Demandez donc à un pizzaiolo ce que le mot 'éligibilité' veut dire ». Sur les réseaux sociaux, les cafetiers critiquent alternativement la lenteur et l'acharnement administratifs. « Je vous jure que nous venons d'analyser un dossier où le cafetier aurait pu demander neuf aides, mais n'en a demandé qu'une », dit Koepp. À ses yeux, « le niveau de formation n'est souvent pas à la hauteur d'un dirigeant d'entreprise » : « Après cette crise, il faudra se poser la question de l'accès à la profession. On pourrait réfléchir à ce que les Autrichiens appellent une 'Eignungsprüfung' ».

Au bout d'une année d'appels indignés et de commentaires venimeux, Koepp n'en peut plus d'être « versäckelt a vernannt ». Il accuse certains cafetiers et restaurateurs de « trumpisme » : « S'ils avaient fait leurs devoirs à domicile, comme nous on les a faits à l'Horesca, on n'aurait pas les problèmes qu'on a aujourd'hui. Alors oui, il y a des cas particuliers, qui tombent entre les mailles du filet... Mais il s'agit tout au plus d'une centaine d'entreprises ! » Puis de se lancer dans une défense passionnée du ministère des Classes moyennes : « On voit les dates : Entre le moment où le dossier est déposé et le moment où l'aide est accordée, cinq jours s'écoulent. Après huit jours, l'argent se trouve sur le compte. C'est ça, la vérité ! »

Les lobbyistes patronaux aiment accuser les directions syndicales d'être éloignés « du terrain » et de ne pas être représentatifs. La pandémie leur renvoie ces critiques en pleine figure. « Ils ont perdu le contact avec la base à force de serrer les mains des ministres », s'insurgeait un restaurateur vis-à-vis du *Land* il y a deux semaines. Koepp et Rix ont quitté la profession depuis un certain moment déjà. (Le premier a vendu l'hôtel familial en 2006, le deuxième en 2012. Dans les deux cas, affirme Koepp, il aurait été financièrement impossible de racheter les parts des autres héritiers après la mort des parents.) La pandémie a rappelé au gouvernement l'intérêt politique des « corps intermédiaires » institutionnalisés : Avoir un interlocuteur unique et fiable, c'est pratique. Mais à condition qu'il soit respecté et suivi par ses membres. Les ministres peuvent alternativement choisir de recevoir les nouvelles stars Facebook et tenter de calmer la colère de leurs *followers*. Au risque de saper la légitimité des représentants établis, et de finir par se noyer dans la cacophonie. ●



La banque
des entrepreneurs

depuis 1856

Bon temps ou mauvais temps, la BIL est à vos côtés depuis 1856 et propose des solutions adaptées à chaque étape du cycle de votre entreprise. Découvrez-les sur www.bil.com/entreprises ou contactez directement votre Responsable de relation BIL.



Indétrônable dollar

Georges Canto

L'euro et le renminbi peinent à concurrencer la monnaie américaine dans les réserves des banques centrales

Le temps n'est pas si lointain où les guides touristiques destinés aux voyageurs européens, surtout aux amateurs de destinations exotiques (une catégorie où les pays de l'est de l'Europe ont figuré jusqu'en 1989), recommandaient à leurs lecteurs de se munir de dollars, en coupures variées, pour régler leurs dépenses. Le billet vert était accepté aussi bien par le chauffeur de taxi de Mexico, le vendeur de tapis d'Istanbul ou l'hôtelier de Bangkok. Emporter des livres sterling ou des marks allemands pouvait être utile dans certains pays, mais quelle que soit la destination, il était inutile de

Le dollar compte seul pour 61 pour cent des monnaies de réserve

s'engranger de francs belges, luxembourgeois ou français, ou pire de lires italiennes ou de pesetas. Ce qui valait pour les touristes était encore plus vrai pour les transactions commerciales internationales des entreprises ou pour leurs projets d'investissement à l'étranger.

La fonction historique de « monnaie véhiculaire » du dollar a eu une conséquence assez logique : c'est que les banques centrales détiennent de longue date une partie importante de leur réserves (c'est-à-dire de leur épargne) dans cette devise. Les réserves servent en effet en priorité à approvisionner les agents économiques intérieurs en devises pour financer les importations et investir au-delà des frontières. Alors que la finance mondiale connaît des bouleversements constants depuis près de cinquante ans, cet aspect a très peu changé. Sur les quelque 180 monnaies nationales, seule une poignée est utilisée au niveau international pour les transactions, les investissements et la levée de capitaux sur les marchés financiers. Et parmi elles le dollar règne toujours en maître. En vingt ans, la seule nouveauté est que les touristes de la zone euro peuvent désormais emporter leurs billets, désormais reconnus et appréciés un peu partout dans le monde.

De fait si le montant des réserves de change des banques centrales a naturellement augmenté au fil du temps, leur composition est restée

immuable, à telle enseigne qu'un récent rapport du FMI évoque une forme de « glaciation » ou de gel des positions. En 2020 la part de marché cumulée des quatre premières monnaies de réserve avoisinait 92 pour cent, le dollar à lui seul pesant près de 61 pour cent, loin devant l'euro (20,5 pour cent), la livre sterling (5,7 pour cent) et le yen (4,6 pour cent). Au moment de son apparition en 1999, l'euro représentait 17 pour cent des réserves mondiales et le dollar 69,3 pour cent. La monnaie européenne n'a gagné que trois points et demi, mais le plus étonnant est à chercher du côté de l'Asie : en dépit du rôle grandissant de la Chine dans l'économie mondiale, sa monnaie n'occupe encore qu'une place restreinte dans les transactions commerciales et financières mondiales. En effet le renminbi (CNY) ne représente aujourd'hui que deux pour cent des réserves mondiales, trente fois moins que le dollar !

Mais les auteurs du rapport du FMI pensent tout de même que la situation pourrait rapidement évoluer sous l'effet « des mutations géopolitiques, des révolutions technologiques et même de la pandémie de Covid-19 ». L'évolution de la finance internationale est un des facteurs qui pourraient changer la donne. En octobre 2020, le succès de l'émission obligataire de la Commission européenne a montré qu'il existe une demande potentielle de substituts aux obligations en dollars. Les propositions de souscription ont été treize fois supérieures à la demande de capitaux qui était pourtant de 17 milliards d'euros ! Les pays émergents et en développement pourraient également émettre davantage d'obligations dans les monnaies de pays tels que la Chine et ainsi contribuer à satisfaire des besoins de financement accrus. Les pratiques de facturation pourraient également changer. La pandémie et les récentes tensions commerciales entre grands pays ont mis en lumière la fragilité des chaînes logistiques. Plusieurs pays souhaitent mieux garantir leurs approvisionnements essentiels, en produisant davantage sur place, ce qui réduirait la demande de devises pour régler les importations. Parallèlement, on observe dans certaines régions du monde une volonté de développer des « échanges de proximité » ce qui pourrait diversifier la demande de monnaies. La signature le 15 novembre 2020 du Partenariat régional économique global en Asie-Pacifique (RCEP) — un accord de libre-échange entre quinze pays de la région — a dans le sens d'un élargissement du rôle des devises locales, qui ne représentent actuellement qu'une part très limitée des réserves internationales.



La crise du Covid-19 a montré que certains pays avaient adopté des mesures économiques et sanitaires solides afin de préserver leur potentiel de croissance : ils ont ainsi renforcé leur crédibilité et par là même la confiance en leurs monnaies, un élément fondamental pour emprunter sur les marchés dans leur propre devise. La pandémie a aussi accéléré les progrès des technologies financières et de paiement. La concurrence potentielle d'émetteurs privés tels que Diem (ex-Libra, le système de paiement de Facebook fondé sur la *blockchain*) a incité plusieurs grandes banques centrales à accélérer leurs travaux sur leurs monnaies numériques : les projets de la BCE et de la Banque populaire de Chine, pour ne citer qu'elles, auront comme conséquence une hausse de la demande d'euros et de yuans. Des plateformes technologiques de haute qualité pourraient également permettre à de nouvelles monnaies de faire leur trou et à contrebalancer un tant soit peu l'avance prise par les monnaies historiques.

Enfin, il faut garder à l'esprit que l'utilisation internationale des monnaies dépend de considérations stratégiques, relevant de la politique étrangère et de la sécurité. Pour éviter de subir les conséquences de tensions commerciales certains pays peuvent envisager de modifier la composition de leurs avoirs de réserve tandis que d'autres comme la Chine et même la Russie cherchent à développer le rôle international de leurs monnaies. Les auteurs sont sans illusion sur la portée de leur prévisions, déclarant « n'entrevoir aujourd'hui aucun signe de changement majeur dans la composition par monnaie des avoirs de réserve des banques centrales ». L'histoire leur donne raison : la suspension de la convertibilité du dollar en or il y aura bientôt cinquante ans, mettant fin au système monétaire international mis sur pied en 1944 par les accords de Bretton-Woods, puis son flottement à partir de 1973 n'avaient pas changé grand-chose à la place de la monnaie américaine.

Selon un document publié par la banque française Natixis (groupe BPCE), pour que le dollar perde son statut de monnaie de réserve, deux conditions doivent être réunies : « Que la détention de dette des États-Unis par les non-résidents soit de grande taille », mais aussi «< qu'il y ait une monnaie de réserve substituable ». La première condition est évidemment remplie. A l'été 2020 l'endettement public américain auprès de pays étrangers se montait à plus de 6 800 milliards de dollars, soit trente pour cent du total, dont un tiers aux mains du Japon et de la Chine. Mais la seconde, à savoir le fait qu'il existe une monnaie de réserve substituable au dollar, n'est pas près d'être satisfaite. Pour rivaliser avec le dollar, les devises concurrentes doivent proposer quelque chose qu'elles sont loin de posséder à ce jour : « des marchés financiers larges, profonds et ouverts au reste du monde, faisant la part belle à une dette étatique ou supra-étatique libellée dans la devise locale. » L'euro pourrait jouer ce rôle, grâce notamment à des marchés financiers européens plus ouverts que leurs homologues chinois, mais la question est davantage politique que technique. Plusieurs experts considèrent que l'accord européen du 21 juillet 2020 va dans le (bon) sens d'une intégration financière plus poussée, mais que « sans *eurobonds*, l'euro ne menacera jamais véritablement le dollar ». En effet tant que la dette publique américaine sera disponible en quantité aussi importante, permettant ainsi aux investisseurs institutionnels étrangers de stocker de la valeur dans le temps, aucune autre devise ne pourra faire concurrence au dollar. Mais pour le FMI le rythme très lent du changement au cours des dernières décennies n'est pas forcément représentatif de l'évolution future. Les tendances économiques et financières mondiales sont très incertaines, tout comme l'évolution de la situation géopolitique et technologique : les transformations à venir pourraient donc être plus rapides. ●

CHRONIQUES DE LA COUR

Accès limité

Dominique Seytre

Au milieu des années 2000, le *Financial Times* publie un dessin du *cartoonist* Nick Baker qui rencontre un franc succès. Des avocats l'accrochent au mur. À la Cour, il fait beaucoup rire. Et pourtant. On y voit un petit homme interloqué, une valise à la main sur laquelle est inscrit en gros « plaintiff ». Devant l'escalier surmonté d'un grand panneau « Cour de justice européenne », deux gendarmes à l'allure patibulaire l'attendent. L'un est silencieux, les bras croisés. L'autre, les mains sur les hanches, hurle « comment êtes-vous entré ici, vous ? ». Un dessin qui en dit plus long qu'un discours sur l'accès à la justice européenne... limité

au point qu'un comité des Nations unies chargé de l'application de la convention d'Aarhus dont l'UE est signataire, estime que la Cour de justice et la Commission européenne agissent en violation de leurs obligations internationales. Rien de moins. Un accès très limité : le petit homme aurait dû être le CEO d'une entreprise à qui la Commission reproche une violation des règles de la concurrence, le représentant ou un proche d'un gouvernement voyou déchu, un terroriste à qui l'UE aurait gelé les avoirs financiers sur le sol européen, ou encore le représentant d'une entreprise impliquée dans un procès concernant une

marque dont il est ou veut être propriétaire. Tous ont été « individualisés » par la lettre qu'ils ont reçue des autorités européennes. Tous les autres justiciables, ceux qui s'estiment lésés par des décisions de la Commission qui ont une portée générale, n'ont pas accès au prétoire européen. Des centaines de juristes ont écrit des milliers d'articles sur ce sujet, contrecarrés par une communication agressive de la Cour laquelle, sur tous les réseaux sociaux, explique que, chez elle, tout va bien dans le meilleur des mondes. Les justiciables qui se sont cassé les dents à Luxembourg sont nombreux. Tous les étudiants en droit connaissent

Bon nombre de justiciables lésés par une décision de la Commission de portée générale n'ont pas accès au prétoire européen

ces arrêts. On cite par exemple Marie Thérèse Daniellson, une activiste qui contestait la décision de la Commission prise, disait-elle, en violation du Traité Euratom lors des essais nucléaires français à Mururoa. On peut y lire que « les prétendues conséquences néfastes des essais nucléaires » pour l'environnement ou pour la santé « vise toute la population », Daniels son n'était donc en rien « individualisée » par la décision de Bruxelles. Recours rejeté. Plus récemment, à propos du glyphosate, mauvais entre autres pour les abeilles, l'ONG allemande Mellifera contestait son utilisation pour encore cinq ans. Encore une décision de Bruxelles qui a une portée générale. Inattaquable à Luxembourg. Mellifera est même condamnée à payer les frais d'avocat de la société Bayer, présente aux côtés de la Commission.

Alors que faire ? Depuis toujours, la Cour, avec le soutien de la Commission, maintient dans sa jurisprudence que l'UE fournit aux justiciables un système de protection juridictionnelle complet. Les décisions administratives européennes sont en général appliquées dans chaque pays par des mesures d'exé-

cution. Il suffit d'attaquer celles-ci devant un tribunal national lequel posera une question préjudicielle à la CJUE, laquelle décidera si la décision de Bruxelles est valide ou non. Si elle ne l'est pas, la CJUE l'annule. Sauf que ce système est compliqué long et coûteux. Rien à voir avec un vrai recours : le juge national est libre d'envoyer ou non le dossier à Luxembourg. Aucun contrôle sur la procédure, sur le contenu des questions posées. Ensuite la réponse de la Cour européenne doit revenir, être interprétée à son tour, appliquée. Un avocat, Hugh Mercer, avait comparé le système préjudiciel d'interprétation du droit européen, dont la Cour est si fière, à l'*Aktenversendung* qui existait en Allemagne à partir du quinzième siècle. Devant une question épineuse, le juge envoyait le dossier aux universitaires pour avoir leur avis sur ladite question.

Avec la Convention d'Aarhus, les ONG environnementales espéraient que les choses allaient bouger. En 2008, le comité de l'ONU, chargé de son application, avait estimé que l'UE devait prévoir un vrai accès à la justice. Le lobby des ONG n'a pas cessé depuis. En novembre dernier, la Commission présente enfin un nouveau texte, de nouvelles modifications. Fureur des ONG. Certes il y a des modifications, mais le principe reste le même. À Noël, les ministres de l'Environnement, à la va-vite, approuvent alors qu'au même moment le comité des Nations-Unis publie un second avis rappelant l'UE à ses devoirs. En mai prochain, le dossier sera présenté au Parlement européen. Un parlement dont jusqu'à présent, la Cour n'a jamais eu à craindre les foudres. On verra. Alors certains se disent : la Cour a un budget qui approche le demi-milliard d'euros annuel. À ce prix-là, elle pourrait offrir un vrai tribunal administratif aux Européens, capable de traiter toutes les affaires et non pas celles de quelques privilégiés. ●



Plus de recul

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

BREXIT

De quoi Turing est-il le nom ?

Laurent Mignon

C'est bien connu. Il suffit que Boris Johnson promette une chose pour qu'il fasse le contraire quelque temps plus tard. En janvier de l'année dernière, lors d'un débat animé au Parlement britannique, le Premier ministre rudoyait Douglas Chapman, un député du Scottish National Party, qui s'inquiétait du possible retrait britannique du programme Erasmus après le Brexit : « Vous racontez n'importe quoi, s'offusqua Johnson, notre participation au programme Erasmus n'est pas menacée et nous continuerons à y participer ! » Or le 24 décembre, Johnson annonçait que dans le cadre de l'accord avec l'Union européenne, le Royaume-Uni se retirait du programme d'échange qui, depuis 1987, avait permis à des millions d'étudiants, d'universitaires et de professionnels européens de séjourner à l'étranger. Même si le gouvernement britannique avançait des raisons économiques pour expliquer sa décision, elle semblait inévitable étant donné la logique essentiellement xénophobe du Brexit. Or même après sa sortie de l'Union européenne, le Royaume-Uni aurait pu continuer à profiter des possibilités offertes par Erasmus+, puisque le programme est également ouvert aux pays qui ne sont pas membres de l'Union.

La décision fut rapidement condamnée par le Premier ministre de l'Ecosse, Nicola Sturgeon : « Mettre fin à la participation du Royaume-Uni à Erasmus – une initiative qui a élargi les opportunités et les horizons pour tant de jeunes – est du vandalisme culturel de la part du gouvernement britannique. » Depuis l'annonce de cette décision, le gouvernement écossais étudie les alternatives qui pourraient permettre le maintien des universités écossaises dans le programme. Le gouvernement irlandais a d'ores et déjà tendu sa main aux étudiants en Irlande du nord et promis de libérer des fonds pour financer la participation des étudiants en Ulster au programme. Ces développements confirment que l'isolationnisme du gouvernement de Johnson et sa volonté de rompre avec l'Europe ont surtout exacerbé l'isolation de l'Angleterre au sein d'un royaume plus désuni que jamais.

Toutefois, le 26 décembre, le gouvernement annonçait la création du programme Turing qui allait, selon le ministre de l'Éducation, Gavin Williamson, offrir de nouvelles opportunités aux étudiants britanniques : « Nous

Programmes étudiants : Turing remplace Erasme

avons maintenant la possibilité d'élargir les possibilités d'étudier à l'étranger et de voir plus d'étudiants de tous horizons bénéficier de l'expérience. Nous avons conçu un programme véritablement international qui se concentre sur nos priorités, offre un réel rapport qualité-prix et constitue une partie importante de notre promesse de niveler le Royaume-Uni vers le haut. Ces opportunités profiteront à la fois à nos étudiants et à nos employeurs, tout en renforçant nos liens avec des partenaires du monde entier. » Or le langage flamboyant ne peut cacher le fait qu'il n'existe guère d'information concrète sur la forme que prendra ce programme, ni sur son financement qui devrait coûter près de cent millions de livres sterling. Il est frappant que le programme de remplacement semble être réduit à sa dimension estudiantine et que la notion d'échange ne fait pas partie des réflexions de ses concepteurs.

C'est d'ailleurs sans doute pour cela que le gouvernement a décidé de nommer le nouveau programme d'après Alan Turing, le génial mathématicien et père de l'informatique, dont les travaux permirent de décrypter les messages de la machine Enigma utilisée par les armées nazies. Si Erasmus, nommé en hommage à un symbole d'un certain humanisme paneuropéen, était censé promouvoir l'amitié entre les peuples dans l'esprit de l'idée européenne qui naquit au lendemain de la Deuxième Guerre mondiale, le choix de Turing nous replonge au cœur du conflit qui déchira l'Europe et le monde. Certains s'offusqueront de cette inter-

prétation réductrice et noteront, avec raison, que le choix d'Alan Turing est aussi une façon de célébrer la mémoire d'un grand homme de science qui n'obtint aucune reconnaissance de son vivant et fut discriminé à maintes reprises à cause de son homosexualité. Cet argument est tout à fait valable. Toutefois si le but du gouvernement britannique était de lutter contre les préjugés homophobes, il aurait pu se contenter d'Erasme, qui lui aussi aimait les hommes et ne s'en cachait pas.

Mais il est vrai que les architectes du Brexit ne s'intéressent guère à des penseurs tels qu'Erasme qui préparèrent le terrain à l'émergence des Lumières. Tout au contraire, ils semblent fascinés par la logique des anti-Lumières, ces courants de pensée, nationalistes, autoritaires et xénophobes, qui engendrèrent diverses formes de fascisme. En effet l'idéologie du Brexit et sa peur de l'étranger partagent de nombreux antécédents philosophiques avec le national-socialisme que le génie d'Alan Turing contribua à défaire. En fin de compte, Alan Turing et Erasme auraient sans doute bien des choses à se raconter et, sans nul doute, bien des combats à mener ensemble. ●

Alan Turing vers 1938



CHRONIQUE DE L'URGENCE

Pétromonarchies

Jean Lasar

En 2020, la Norvège est devenue le premier pays dont les ventes de voitures ont été dominées par les véhicules électriques. Le pays, dont pratiquement toute l'électricité provient de barrages, vise une flotte automobile débarrassée des moteurs à explosion à l'horizon 2025. Plus qu'il n'en faut pour donner une aura des plus vertes au royaume scandinave. Son fonds souverain d'un millier de

milliards de dollars, dont la mission est de faire durer le plus longtemps possible ce trésor amassé grâce aux hydrocarbures extraits au large de ses côtes et garantir ainsi les pensions, entend « aligner les demandes de rentabilité des investisseurs avec les attentes plus générales de la société » en matière environnementale et sociale.

Un pays « repenté » donc, riche grâce aux énergies fossiles mais résolument tourné vers l'action climatique ? Las, de récentes décisions prises au sommet de l'État dressent un tableau bien plus sombre. Juste avant Noël, la Cour suprême de Norvège a débouté des associations environnementales qui demandaient, au nom du droit des citoyens à un environnement sain, l'annulation de projets gouvernementaux d'exploration pétrolière dans l'Océan arctique. Les licences litigieuses remontaient à 2015 et 2016, mais les activistes de Greenpeace et de Nature and Youth espéraient qu'en les déclarant contraires à la Constitution, la Cour enverrait un signal clair que le temps de l'extraction pétrolière et gazière à tout-va était révolu. Onze des quinze juges ont donné raison au gouvernement : ce n'était donc même pas une décision serrée.

La semaine dernière, sans doute conforté par ce blanc-seing, le gouvernement a annoncé

l'attribution de 61 licences de production pétrolière dans les mers du Nord, de Norvège et de Barents à 31 sociétés, parmi lesquelles de grands noms comme Equinor, Conoco-Phillips ou Total. Tina Bru, la ministre du pétrole et de l'énergie, s'est réjouie que les industriels du secteur montrent ainsi qu'ils restent confiants que « la rentabilité de l'exploration du plateau continental norvégien » sera aussi au rendez-vous à l'avenir.

La Norvège s'arc-boute sur un modèle qui la fait davantage ressembler, en version nordique, à ces émirats qui promettent d'ériger des villes exemplaires truffées de panneaux solaires dans le désert, mais font tout en leur pouvoir pour maintenir ouverts le plus longtemps possible les valves de leurs terminaux pétroliers et gaziers. Des comportements addictifs et schizo-phréniques qui ne sont pas sans rappeler celui d'une autre monarchie, riveraine de la Moselle, même si celle-ci est dépourvue de ressources fossiles et bien moins avancée en matière de mobilité électrique que la norvégienne : elle accepte de débattre, s'il le faut, de son empreinte carbone immédiate, mais esquivé avec soin les questions qui ont trait à celle des fonds domiciliés sur son territoire, y compris celle de son propre fonds de pension. ●

ZUGAST

Dans la fange de Fage

Pour qui croyait le dossier Fage clôt, il ou elle en est pour ses frais. Suite au rapport sans fards que la Cour des comptes a présenté au sein de la Commission parlementaire de contrôle de l'exécution budgétaire (ComExBu) – la même qui avait procédé aux auditions des parties prenantes dans l'affaire LuxeoSys (satellite militaire) – celle-ci s'est vu contrainte, lors de sa réunion suivante, de prendre la décision d'inviter les ministres en fonction des Finances et de l'Économie. Elle se réserve également la possibilité d'entendre à son tour l'acteur principal de l'opération, à savoir l'ancien ministre Etienne Schneider (LSAP).

Le projet Fage était révélateur d'un certain nombre de problèmes. Qu'un ministre socialiste déroule le tapis rouge à une société qui pratique massivement l'évasion fiscale dans une Grèce au bout du rouleau est déjà une chose en soi. Il est également étonnant que les socialistes, au lieu de pleurer une occasion manquée de créer des emplois, n'aient pas eu l'imagination plus audacieuse en créant sur ce terrain un projet industriel véritablement intéressant, accompagné d'emplois utiles et dans lesquels les salariés ne seraient pas traités comme ils le sont en règle générale dans des entreprises telles que Fage.

Non seulement n'étaient-ils pas capables d'imaginer un tel projet, ce qui en dit long sur la supposée « compétence économique » des pragmatiques sociaux-démocrates, mais le gouvernement n'a pas hésité à brader un précieux terrain appartenant à la collectivité, au premier évadé fiscal venu. C'est très grave. Dans l'intérêt de qui ? Certainement pas du pays ni des futurs salariés dont on imagine à l'avance les conditions de travail et les salaires. Certainement pas non plus dans l'intérêt de l'environnement. Et si la stratégie gouvernementale d'industrialisation du pays et de diversification économique se résume à l'attrait de grands groupes à la faveur d'une fiscalité complaisante, on peut légitimement questionner sa vision à long terme. La question du « cui bono » se pose vraiment et il appartient au Parlement de se pencher sur ces pratiques.

Ces « pragmatiques » sont souvent présentés comme des personnes raisonnables, des « faiseurs » et non des

« parleurs ». On connaît la chanson et on sait ce qu'ils « font » une fois que leur carrière politique est terminée et que leurs bonnes relations avec le capital sont bien établies. L'on constate cependant souvent que bien qu'ils fassent, ils n'en parlent pas moins. Mais pensent-ils seulement ?

Quoi qu'il en soit, le Parlement ne peut se permettre de clôturer le dossier Fage sans autre forme de procès : car même si le dossier Fage a connu une issue « heureuse », la Cour des comptes ne laisse planer aucun doute sur les irrégularités, et peut-être même les illégalités, qui l'entachent.

Il ne s'agit pas uniquement d'une question morale et légale, mais de savoir de quelle manière les décisions industrielles et économiques sont prises, et dans l'intérêt de qui. Cette question n'est pas sans objet car les dirigeants politiques actuels estiment encore toujours que la démocratie serait incompatible avec les décisions économiques (ce qui, en régime capitaliste, n'est en fait pas étonnant). Et pourtant, la démocratie ne peut se limiter à la prise de décisions collectives sur des sujets secondaires. Oui, la population doit avoir son mot à dire sur les entreprises qu'il serait utile de créer ou d'attirer, ce qu'elles devraient produire et quels besoins elles devraient satisfaire.

C'est l'expérience que la Chambre a pu faire lorsque le gouvernement a permis magnanimement aux membres de la ComExBu de parcourir pendant une vingtaine de minutes le « Memorandum of Understanding » signé entre Google et les ministres des Finances et de l'Économie, sans avoir omis de les prévenir en amont des dégâts potentiels qu'une quelconque divulgation des termes du contrat pourraient occasionner au « Standuert ». Et pour cause, car ce mémorandum contient des passages qui ne sont démocratiquement pas acceptables. La « diplomatie secrète » sur les questions économiques doit être abolie. Et si cela signifie que des grandes multinationales se détourneront du Luxembourg, cela ne nous nuira pas tant que cela. Sauf à celles et ceux qui pourraient avoir un intérêt personnel à ce qu'elles s'y établissent. ● David Wagner (Député Déi Lénk)

D'GEDICHT VUN DER WOCH



Wanns de eppes kanns

Jacques Drescher

D'Partei war d'éischte zeffriden;
Den Dossier war schonn zou.
Mee Politik ass knaschteg,
An d'Konkurrenz war frau.

Excusen, Victim Blaming,
Mee 't war du schonn ze spéit.
Et war zwar schonn um Buedem,
Mee 't krut sech nach gedréit.

„Et rabbelt an der Broutgaass!“
Sot d'Monica am Lidd;
Et huet dunn och gerabbelt,
An d'Streech, déi huet et kritt.

Schnell huet et sech gehuewen
A sech net méi verstoppst.
Säi Sëtz, dee konnt et retten –
Du war d'DP gemobbst.

LITERATUR ALS HANDWERK

Wie schreiben sie?

Stéphanie Majerus

Mit dem Instandhalten eines Helikopterlandeplatzes vergleicht die Schriftstellerin Eva Menasse den Schreibprozess: Wiese mähen, Gefahren vorwegnehmen, Gegenstände aufräumen. Alles solle bereit stehen für den Moment, wenn der Helikopter durch die Wolken bricht: Wenn sie in den Flow gerät, die Wörter sie in eine neue, unbekannte Richtung drängen. Schreiben ist ein störanfälliges System, es ist schwer planbar, da es aus einer aus Mischung von emotionalen Schwingungen und analytischen Rastern besteht, schreibt Menasse. Um dennoch Verlässlichkeit in ihre Arbeit zu bringen, hält sie an Beamtenakribie fest; sie erscheint jeden Tag zur gleichen Zeit an ihrem Helikopterlandeplatz, sie ist sich selbst ein strenger Chef.

Hört Hilary Mantel von Schriftstellern, die vorgehen, wie jemand, der nach Bauplan eine Mauer baut und pünktlich in den Feierabend tanzt, ist ihr das fremd. Sie wird beim Romanschreiben zur Sklavin ihrer Geschichte und ihrer Arbeitsattacken, aus denen sie nur ihre Körperverspannungen herausholen, die vom Sitzen am Bildschirm auftreten. Auch wenn sie nicht vor dem Bildschirm sitzt, verharrt sie im Schriftstellerinnen-Modus, sie hält ständig Ausschau nach Material, Tag und Nacht; ständige Wachsamkeit sei ihr Rohstoff.

Diese Annäherungen ans literarische Handwerk lassen sich in *Schreibtisch mit Aussicht* auflösen. 23 Autorinnen kommen zu Wort, die sich jeweils aus einer neuen Perspektive an das herantasten, was zwischen den vier Kanten ihres Computerbildschirms passiert. Herausgebracht hat das Buch die Zeit-Redakteurin Ilka Piepgras. Als Journalistin wusste sie bereits, welche möglichen Beweggründe Schriffterstellerinnen antreiben: sie wollen ihr Leben über künstlerisches Schaffen verdichten, oder, wie Joan Didion, schreiben, um herauszufinden, was sie denken, wie sie in ihrer Einleitung darlegt. In dem Band, das sie Ende 2020 herausgab, hat sie dieses Kaleidoskop an Motivationen von Schriftstellerinnen auf 290 Seiten zusammengeschnürt. Es ermöglicht dem Leser, durch die Hinterzimmer von Romanen und Essays zu spazieren. Das Buch ist dabei gleichermaßen unterhaltsam wie geistreich.

In ihrem Beitrag schätzt die britisch-türkische Elif Shafak das Schreiben als Tür, die in eine andere Welt führt – eine Tür raus aus dem langweiligen Alltag. Für Siri Hustvedt hingegen bietet es die Möglichkeit, jemand anderes zu werden, eine andere Frau oder einen Mann, schlicht, den eigenen Körper zu verlassen. Künstlerisches Schaffen ist für sie „bewusstes Träumen“, Wörter sind schöpferisch, sie erzeugen „flüchtige Bilder, Gefühle und Erinnerungen“. Die Essay- und Romanschreiberin Jennifer Egan erfüllt sich mit ihrem Handwerk ein ähnlich



Elise Schmit
photographiert
von Philippe
Matsas

*Dass Ordnung Schmit
festen Boden unter den
Füssen bietet, in dem
uferlosen Meer an
Wissen, Wörtern,
Eindrücken,
Stimmungen und
Sätzen, daraus macht
sie kein Geheimnis:
„Ohne Ordnung gibt es
keine Behaustheit“*

existentielles Bedürfnis: Schreibt sie nicht, fehlt ihr etwas „Lebenswichtiges“. Sowohl bei ihrer journalistischen als auch literarischen Arbeit fühlt sie sich geradezu „entrückt“; ist in einem paradoxen Zustand: sowohl verschwunden als auch anwesend. Sibylle Berg teilt hingegen mit, beim Schreiben gehe es ihr, wie vermutlich allen in ihrem Beruf: Man schwankt zwischen an sich glauben und an sich verzweifeln. Einzig sei sie dabei allein, weil sie zu Hause arbeitet; das erspare ihr, einem Kollegen zu begegnen, der aus irgendeinem Grund übel gelaunt ist.

Nicht alle Autorinnen sitzen jedoch in den eigenen vier Wänden am Bildschirm, wie die Wahlzürcherin Berg. Die Berliner Feuilletonistin und Literatin Antonia Baum bekundet: „Ich kann fast überall schreiben“, im Café, im Wartesaal, im Bett, zwischen zwei Terminen in der Bahn. Aus einer freien Laune heraus passiert das allerdings nicht, sondern weil es nicht anders geht: Das Kleinkind saugt Zeit und Konzentration ab; doch das Geld, um die Familie durchzubringen muss rein. Das literarische Schaffen kollidiert

mit der Mutterschaft, konzidiert Elena Ferrante – hochkonzentriert Schreiben und die Bedürfnisse eines auf seine Mutter angewiesene Wesen im Blick zu behalten, sei schwer vereinbar.

In diese Kette von Piepgras ausgewählten, literarischen Meisterinnen ließe sich ebenso die luxemburgische Elise Schmit einreihen. In ihrer *Rede zur Literatur*, die vom CNL herausgebracht wurde, steht der lakonisch-brillante Satz: „Ich schreibe, weil ich schreibe.“ Nachdem sie die Unmöglichkeit einer Auskunft über das Warum ihres Tuns offengelegt hat, gewährt sie einen Einblick auf ihren Helikopterlandeplatz: Er besteht aus Listen mit groben Strichen, ein Orientierung bietendes Raster, das schichtweise durch das Erzählen an Opulenz gewinnen, um schließlich hinter der ausformulierten Geschichte zu verschwinden. Mitte Dezember erschien ein von dem Fotografen Philippe Matsas aufgenommenes Porträt von Schmit im *Land*. Sie sitzt an einem überaufgeräumten Schreibtisch; in den Regalen hinter ihr stehen Bücher aufgestellt wie Soldaten, die aussehen als seien sie je-

derzeit bereit in den Einsatz zu kommen. Dass Ordnung Schmit festen Boden unter den Füßen bietet, in dem uferlosen Meer an Wissen, Wörtern, Eindrücken, Stimmungen und Sätzen, daraus macht sie kein Geheimnis: „Ohne Ordnung gibt es keine Behaustheit“.

Liegt das gedruckte Buch zum ersten Mal vor einem, dann ist das Buch erstarrt, so Nicole Krauss in *Schreibtisch mit Aussicht*. Es ist nicht mehr formbar, keine Nuance kann mehr verschoben oder eingeflochten werden; der erstarrte Roman gehört nicht mehr der Autorin, die mit ihren „Sorgen und Instinkten“ daran herumwerkelt, er beginnt sich ihr zu verschließen und wird „zu einem Gegenstand in der Welt“. Ein Gegenstand, in den Lesende abtauchen können und sich dabei gelegentlich detektivisch verhalten: Was ist fiktiv, was ist autobiographisch – fragen sie sich. Diesen Verdacht gegenüber Lesern hegt jedenfalls Zadie Smith.

Die Schriftsteller*innen treten häufig erst in Erscheinung, wenn sie ihr Atelier, ihren Helikopterlandeplatz, verlassen und auf Lese-Tour gehen oder Interviews geben. Anne Tyler, Pulitzerpreisgewinnerin, fühlt sich in diesen Situationen, wie von der „Außenwelt überfallen“; Schriftsteller sein, sei einer der introvertiertesten Berufe überhaupt – und stehe somit quer zu dem Wunsch, öffentlich aufzutreten. Die öffentliche Aufmerksamkeit steht in Kontrast zu der intimen Freude des Schreibens. Ohnehin attestiert Tyler dem Schriftsteller ein Außenseiter-Status: er vermeidet Menschenmengen und schaut aus der Distanz verblüfft und neugierig in die Welt. Sie selbst stammt aus einer experimentellen Quäker-Kommune und fand ihre Mitschüler zunächst „merkwürdig“. Ähnlich sieht das Zadie Smith. Schreibende seien Kinder gewesen, die sich in ihrem „Ich“ nicht zu Hause gefühlt haben und im späteren Verlauf ihres Lebens Vorteile daraus ziehen würden: ein Bewusstsein für die Kontingenz des Lebens entwickeln, sowie die Fähigkeit sich in fremde Biografien hineinzufühlen.

Elif Shafak spricht die Mehrsprachigkeit aus Sicht der Literatin an: Auf Türkisch könne man Melancholie hervorragend ausdrücken, das Englische jedoch bleibe bezüglich Sarkasmus und Ironie unüberbietbar. Luxemburger kennen das Phänomen – ein jeweils anderes Verhältnis pflegt man zu Luxemburgisch, Deutsch, Französisch, Englisch. Und warum schreibt Elise Schmit auf Deutsch? Auch auf die Frage antwortet Schmit nüchtern. Das sei keine bewusste Entscheidung gewesen, es sei eben „die Sprache, die mir die meisten Möglichkeiten bietet, mich dem anzunähern, was ich sagen will“, schreibt sie April 2019 in *Forum*. ●

DROIT DE RÉPONSE À LA CONTRIBUTION DU CPJPO (D'LAND DU 27 NOVEMBRE 2020)

« Un document de référence utile »

Le rapport 2019 du groupe de Recherche et information sur l'antisémitisme au Luxembourg (Rial), dans un droit de réponse¹ du Comité pour une paix juste au Proche-Orient (CPJPO) suite à un article de Claude Muller², est qualifié de « document de désinformation sans légitimité académique ou institutionnelle » et « juste bon à mettre à la poubelle ». Tout est dit : le CPJPO balaye d'un revers de main le rapport de Rial. L'intention, à notre avis, est tout simplement de discréditer non seulement le rapport, mais surtout les données sur les actes et écrits à connotation antisémite relevés par Rial qui, insinuation grave, seraient pour ainsi dire fabriquées à l'aide d'une « méthode tendancieuse et subjective » afin de nuire au CPJPO. Et par là-même, ils mettent en question l'intégrité de l'éditeur du rapport.

Rial a, depuis ses débuts, endossé la définition opérationnelle de l'antisémitisme de l'International holocaust remembrance alliance (Ihbra)³, et base son travail sur les exemples explicatifs contenus dans cette définition, qui est « legally non-binding », en effet. Il ne s'agit donc pas d'une loi mais d'un document de référence utile dans le combat contre l'antisémitisme. Rappelons que cette définition a été élaborée à cette fin par une trentaine d'États démocratiques, dont le Luxembourg, et qu'elle est adoptée par un nombre croissant d'États, mais aussi par des institutions, telles que des partis politiques, des universités, des clubs sportifs...

Dans un paragraphe intitulé « Le CPJPO dénonce l'antisémitisme », cette ONG s'oppose à un des aspects de l'antisémitisme d'aujourd'hui, parfois appelé « nouvel antisémitisme », qui consiste à appliquer à l'État d'Israël des stéréotypes antisémites classiques, ou à établir des comparaisons entre la politique israélienne contemporaine et celle des nazis (exemple numéro 10 du document de l'IHRA). Pour notre part, il ne s'agit pas là pas d'un simple « argument manipulateur ». Les rapports Rial contiennent évidemment des cas de ce type puisqu'ils sont énoncés comme étant de nature antisémite dans la définition opérationnelle de l'Ihbra.

Que le CPJPO n'accepte pas cette définition de l'Ihbra et qu'il la combatte est son droit le plus strict. Ceci par contre ne signifie nullement que les cas répertoriés par Rial soient « fabriqués ». Car Rial, en utilisant la définition de l'Ihbra, s'adosse à un document officiel et lui permet justement d'obtenir une cohérence et une légitimité. Contrairement à ce qu'affirme le CPJPO, cette définition ne rend pas « difficile, voire impossible toute critique envers la politique d'oppression et de colonisation du gouvernement israélien » puisqu'elle stipule : « Critiquer Israël comme on critiquerait tout autre État ne peut pas être considéré comme de l'antisémitisme ».

Le fait que l'Ecri (European commission against racism and intolerance) vienne de valider la définition opérationnelle de l'Ihbra (les

nouvelles formes d'antisémitisme y comprises) nous conforte quant à la validité de notre démarche. Le fait que cette définition soit même recommandée par l'Ecri pour l'usage qu'en fait Rial renforce très significativement notre position !

Précisons encore que Rial s'appuie sur Bee Secure, qui dépend du ministère de l'Éducation nationale via le Service national de la jeunesse (SNJ), pour ce qu'il considère comme étant du « hate-speech » sur les réseaux sociaux. Les signalements sont traités par Bee Secure qui transmet les données, après validation, aux autorités compétentes. Contrairement à ce qui est affirmé dans le droit de réponse du CPJPO, les incidents que nous traitons, du moins ceux qui proviennent des réseaux sociaux, sont donc bien enregistrés par une institution nationale, qui les valide (ou non) et décide de les transmettre ou non. Et ce qui est validé par Bee Secure est transmis aux autorités, et est sans doute dûment enregistré par la Police.

Ajoutons que la Fundamental rights agency accepte les données générées par Rial et les publie dans ses rapports annuels sur l'antisémitisme, ce qui est une reconnaissance de notre travail.

Intéressant de noter le glissement du CPJPO qui, après avoir affirmé qu'il combattait l'antisémitisme, puis avoir relativisé cela en

affirmant combattre le « vrai » antisémitisme, celui que cette ONG définit comme tel, à l'exclusion sans doute du « nouvel antisémitisme », affirme dans son droit de réponse que « l'observation de l'antisémitisme et la lutte contre celui-ci sont importants, même si elles ne font pas partie directement de son objet ». Dont acte. L'observation et la lutte contre l'antisémitisme sont précisément les objets de Rial Asbl.

Dans le dernier paragraphe le CPJPO réclame la création d'une institution étatique ou paraétatique indépendante pour combattre l'antisémitisme et toutes les formes de racisme et de discrimination. De telles demandes, Rial les fait depuis des années, et suggère même à cette fin un organisme similaire à la Dilcras⁴ en France, adapté si besoin aux spécificités du Luxembourg. ● Bernard Gottlieb (président de Rial Asbl)

¹ d'Land du 27 novembre 2020, Réponse du CPJPO

² d'Land du 6 novembre 2020, M. Claude Muller

³ Définition de travail de l'antisémitisme de l'IHRA : [ep-wgas.eu](https://www.ep-wgas.eu)

⁴ Délégation Interministérielle à la Lutte Contre le Racisme, l'Antisémitisme et la Haine anti-LGBT : gouvernement.fr/dilcras



Lumières sur le Brill

●●●○○

Après le son de Nika Schmitt, c’est la lumière de Martine Glod qui s’installe au Pavillon Annexe22 d’Esch-sur-Alzette à partir de ce samedi (jusqu’au 27 mars). Le titre *All we need is light* rappelle celui d’une des expositions phares de 2007 dont le titre *All we need* figure toujours peint en grand sur la Halle des Soufflantes. L’artiste (née en 1983, formée à la Hochschule der Bildenden Künste de Sarrebruck) utilise volontiers la lumière, les couleurs et les ombres dans son travail. Ici, elle transforme le pavillon en une sorte de sanctuaire de lumière en générant – à l’aide d’une barre LED et d’un logiciel – jusqu’à 16 millions de nuances de couleurs, traversées par une sorte de mouvement pulsé. Elle espère voir les passants « s’attarder dans un moment particulier de calme et de méditation ». [fc](#)

L’œil dans la boîte

●●●●○

Lynn Klemmer est une artiste multimédia travaillant avec la vidéo, le son, le tissage, la sculpture et les outils numériques. Elle s’inspire de la situation actuelle pour l’installation *Mechanical Eye* qui vient d’être inaugurée dans la CeCiL’s Box au Cercle Cité. Les appels vidéo sont devenus courants et pour autant, il reste impossible de regarder l’autre dans les yeux en raison du décalage entre le positionnement d’une webcam et les yeux de l’utilisateur. Ou bien les deux utilisateurs regardent l’écran et donc leurs regards ne se croisent pas, ou bien l’un d’entre eux plonge son regard dans l’abîme de l’objectif pour que l’autre puisse l’accueillir. Le spectateur est ici témoin de cette impossibilité en voyant les regards de deux sculptures se croiser à travers les caméras (photo : Lynn Klemmer). Cette 21^e intervention dans l’espace de la



vitrine est sans doute une des plus pertinentes. [fc](#)

N O M I N A T I O N



Martine à Montréal

●●●○○

Après des études de dramaturgie à Leipzig et de management culturel à Londres, un début de carrière dans différents festivals d’arts vivants au Luxembourg, en Allemagne, Grande-Bretagne, Hongrie, Suisse et Autriche, et cinq ans à la direction artistique du Festival Theaterformen en Allemagne, la Luxembourgeoise Martine Dennewald (photo : Katrin Ribbe) vient d’être nommée à la direction artistique du FestivalTransAmériques, le plus grand festival de création en théâtre et en danse au Canada, en tandem avec la Canadienne Jessie Mill. Elles entreront en poste à l’été pour travailler à la mise en place de l’édition

2022 du Festival. Le projet artistique qu’elles proposent interroge la place du Québec dans ses relations avec le monde, souhaitant notamment réengager une conversation avec les communautés artistiques des trois Amériques, de l’Alaska à la Terre de feu en passant par l’Amazonie. Inclusion et audace en sont les maîtres-mots. [fc](#)

M U S I Q U E S

Le test avec tests

●●●●○

Après Barcelone et avant Marseille, c’est à la Rockhal qu’une série de cinq « concerts-tests » va être organisée du 10 au 14 février. Au programme de ces concerts inédits on trouve le génial pianiste bricoleur Mezerg (photo : DR), le musicien électro Cleveland (qui propose un concert dans le noir), le jazz-soul de Claire Parsons et de Klein, le metal énergétique et



épique de Fusion Bomb et le tout acoustique de C’est Karma et Francis of Delirium. « Des performances intimistes destinées à éveiller les sens des amoureux de la musique rassemblés pour partager la mélodie, l’expérience, l’émotion, l’énergie et la sincérité », annoncent les organisateurs. Ce programme *Because Music Matters* est accompagné par l’inspection sanitaire pour trouver des solutions aux spécificités de la musique live et envisager une reprise de l’activité en toute sécurité. Les cinq concerts auront lieu au Rockhal Club devant un public restreint à une centaine de personnes maximum, assises et masquées. Les spectateurs devront effectuer un dépistage gratuit (test antigénique et PCR) avant chaque concert, puis sept jours plus tard, afin de permettre un suivi par les autorités sanitaires. C’est loin d’un concert « normal », mais qu’est-ce qui est normal ? [fc](#)

Lucil in situ

●●○○○

André Pons-Valdès au violon, Danielle Hennicot à l’alto, Max Mausen à la clarinette et Guy Frisch aux percussions : c’est dans cette configuration que l’ensemble United Instruments of Lucilin investit à nouveau la salle d’exposition du Casino-Luxembourg pour y explorer une autre façon de découvrir

l’exposition en cours au public, la transformant en véritable lieu de rencontre où se mêlent diverses disciplines artistiques. *L’homme gris*, qui interroge les représentations non-archétypales du Diable dans l’art contemporain, sera le cadre de la sélection d’œuvres des musiciens avec, autour de deux pièces de Salvatore Sciarrino, celles de Kasper T. Toeplitz et Kaija Saariaho. C’est ce week-end à 17h (samedi) et 11 h (dimanche). [fc](#)

P A T R I M O I N E

Faire poids ensemble

●●○○○

À travers tout le pays, diverses initiatives et associations ont vu le jour pour défendre tels ou tels bâtiments ou monuments, généralement au moment où ils étaient menacés de destruction ou transformation. Au fil des années, ces groupes sont de plus en plus nombreux et tentent de se faire entendre alors même que l’objet de leur attention a parfois disparu. Les voilà qui se regroupent en une fédération Lëtzebuerger Denkmalschutz Federatioun pour unir leurs efforts en matière de protection du patrimoine. Le projet de loi examiné actuellement par la commission de la

Culture à la Chambre des députés ne remplit pas toutes les revendications de cette fédération et en particulier celle de protéger automatiquement tous les bâtiments construits avant une date spécifique (p.ex. 1945/1955). Ce point a été précisément retoqué par le Conseil d’État arguant de l’impossibilité de dater certaines constructions et craignant les recours sans fin. La nouvelle fédération entend rassembler pour avoir plus de poids face aux décisions politiques et administratives. Elle compte une dizaine d’associations membres dont les fondatrices : Biergerinitiativ Gemeng Kielen, Biergerinitiativ Quo Vadis Käerch, Comité Alstad, Lampertsbierger Geschichtsfreënn, Mouvement Patrimonial et Sauvegarde du Patrimoine. Un rapprochement avec Industriekultur – CNCI dont l’objet est la défense du patrimoine industriel est envisagé. [fc](#)

Land

29.01.2021



S C È N E S

Le compte est bon

●●●●○

C’est parfois de la contrainte que naissent les meilleures idées. Et des contraintes, les artistes en ont eu beaucoup depuis presque un an. Le TROIS C-L a tenu compte des règles sanitaires et de l’obligation de réduire le nombre de spectateurs pour arriver à la plus petite jauge possible : un tête à tête avec un ou une artiste chorégraphe. Le titre *1+1=3* donne à penser qu’un supplément d’âme naîtra de cette rencontre qui permet non seulement aux artistes de travailler, de créer et même d’expérimenter, mais aussi de sensibiliser le public à la danse contemporaine en profitant d’un moment privilégié. Le 3 février, six artistes chorégraphes investiront les différents espaces de la Banannefabrik et six autres proposeront une création depuis chez eux, retransmise via la plateforme Zoom. Le spectateur (qui réservera son créneau d’une demi-heure au préalable) ne connaît pas d’avance le contenu ou l’artiste qui sera face à lui : c’est en désignant un objet, lié à une des créations, qu’il sélectionnera son binôme parmi Ioanna Anousaki, Sarah Baltzinger, William Cardoso, Jill Crovisier, Anne-Mareike Hess, Rhiannon Morgan (photo : sb), Simone Mousset, Valerie Reding, Annick Schadeck, Tania Soubry, Léa Tirabasso et Isaiah Wilson. [fc](#)

Goût à la vie

●●●●○

Le suicide est un sujet tabou, particulièrement au Luxembourg où les informations et les chiffres sont rares. Mais ce thème vient d’être discuté à la Chambre



des députés et la santé mentale et le bien-être psychique sont observés de près en ces temps de restrictions. Le Kinneksbond n’a pas attendu la pandémie pour programmer *Toutes les choses géniales* de Duncan MacMillan les 2 et 3 février. Le comédien François-Michel van der Rest (photo : Alain Van Wassenhove) y énumère une liste de tout ce qui vaut la peine d’être vécu. Une liste qu’il a commencé à sept ans quand sa mère a fait une tentative de suicide. Une liste pour la sauver et lui redonner goût à la vie. À l’issue de la première représentation, un « bord de scène » aura lieu avec le député Gilles Baum (DB, à l’initiative de la discussion au parlement), Fränz D’Onghia, Chargé de direction du Centre d’information et de prévention de la ligue luxembourgeoise d’hygiène Mentale, Sébastien Hay, Chargé de direction de SOS Détresse et le comédien. [fc](#)

Das Parterre als Ort der Missverständnisse

Anina Valle Thiele

Ein starker Bühnentext macht noch keinen gelungenen Abend. Die Inszenierung von *Parterre* gerät Dank Simplifizierung des Textes und dem Ausreizen von Stereotypen zur ärgerlichen Posse

Mit der Umsetzung zeitgenössischer politischer Bühnenstücke ist es so eine Sache: Natürlich steht es dem Regisseur frei, Texte zu kürzen und zu verfremden. Allerdings sollte dadurch die Intention des Autors nicht so verschleiert werden, dass es umschlägt ins Groteske. Es sei denn, dies ergibt einen eigenen Sinn. Dabei bietet das minimalistische Bühnenbild zu *Parterre* (die Außenwand eines Hauses) der Inszenierung von Bernhard M. Eusterschulte im Grunde den perfekten, schnörkellosen Rahmen, um den Bühnentext zur Geltung zu bringen. Die drei Figuren – Valérie, Paul und Mahmud –, die in Michel Clees' Ursprungstext als Prototypen gezeichnet sind, deren Zeichnung jedoch genügend Spielraum bietet, treten auf die Bühne und stellen sich vor.

Robert Atzlinger gibt Paul Eberhard, einen blassen, bornierten Staatsbeamten, den das Bienensterben kalt lässt und der den Klimawandel als „Gedöns“ abtut. „Ich bin kein Spieler – dafür fehlt es mir an Feuer.“ Clees beschreibt Paul in seinem Text als „mittleren Beamten eines mittleren Ministeriums“. Und Valérie beschreibt Paul gegenüber Mahmud: „Der denkt in Algorithmen“, woraufhin Mahmud erwidert: „Der denkt nichts, der wird gedacht.“

In der TNL-Inszenierung schreit Paul entweder nach seiner Mama – die ihm mit 40 noch seine Hemden bügelt –, oder masturbiert verklemmt auf seiner E-Gitarre. Valérie (Nora Koenig)

und Mahmud (Fabio Godinho) lehnen lässig an der Fassade des Hauses der Dreier-Wohngemeinschaft im Parterre, Kleiststraße 4, und knacken Pistazien.

Koenig wirkt fahrig und nervös, hektisch stolpert sie anfangs durch den Text. Godinho als Mahmud knabbert lethargisch Nüsse und blickt mit seinen dunklen Augen wild drein. „Ich bin einfach nur Mahmud!“, stellt er sich vor, um dann auf Französisch hinzuzufügen, er sei in Calais gewesen und habe sein Kind dort begraben. Dabei wirkt Godinho in der Rolle des Mahmud annähernd glaubhaft. Es fehlt jedoch nicht allzu viel fürs Klischee: Muss man einen Flüchtling lethargisch Nüsse knackend inszenieren? Mal ist Mahmud „trauriger Hund“, mal „pflegeleicht“, wie sich das betuliche Bürgertum einen syrischen Flüchtling wohl vorstellt.

Robert Atzlinger füllt die Rolle des Spießers richtig gut – wenigleich auch seine Figur von Beginn an durch die Regie zu plakativ angelegt ist. So schickt Paul Mahmud mahnend den Müll entsorgen, schließlich habe der ja schon ganz anderes mitgemacht. „1,8 Millionen Menschen – so wächst das Menschenvieh“, brabbelt Paul vor sich hin, halluziniert von Überbevölkerung, die es einzudämmen gilt, und sehnt sich nach *Kniddelen* und der Mittelkonsole seines Autos. Ein reaktionärer Staatsbeamter voller Ressentiments gegenüber der Welt und den politischen Eliten: „Die lügen uns doch was vor!“

Streckenweise kippt die Inszenierung vollends ins Vulgäre. Clees zeichnet in seinem Urtext eine leise Annäherung zwischen Valérie und Mahmud. Davon ist nichts geblieben. Valérie tritt auf der Bühne des TNL forsch und spröde auf und keineswegs empfindsam, wie in Clees' Text.

Auch das ewige Schreien Pauls nach seiner Mama nervt. Mit dem Hammer wird einem das Mamasöhnchen eingebläut. Ebenfalls wenig subtil wirken die vermeintlich ironischen Passagen. „Wie gut, dass der Mahmud nun Kebab verkauft – dann wird das Schaf nicht nutzlos ausgeblutet“, meint Paul. Geradezu entblößend sind manche Szenen, wie die, in der Paul sich auszieht.

In Clees' Text ist die Dreier-WG nicht nur Zweckgemeinschaft, sondern auch Zufluchtsort: „Für die Ausgestoßenen, die den Eindruck haben, ganz am Boden angekommen zu sein, ist die Entdeckung eines weiteren, noch tieferen Bodens als dem, auf den sie selbst gedrückt worden sind, eine wunderbare Erfahrung, die ihnen ihre menschliche Würde und den Rest der Selbstachtung zurückgibt, die ihnen geblieben sein mag“, sagt Valérie, um hinzuzufügen: „Der Urfaschismus ist eine Fuge der Zeit. Zu dem Klangfarben dazugegeben werden.“

Leider wirken nicht nur die Figuren in Eusterschultes Inszenierung karikaturesk. Die TNL-Inszenierung vermittelt auch nicht die politische Dimension: die Angst vor zu viel Zuwanderung, das Zusammenleben in einer beengten WG wegen der überbeurten Mieten, den Wunsch nach der alten Ordnung bei Paul – Verbote des aufkommenden Faschismus.

Spätestens, wenn Valérie Mahmud mit den Worten überfällt: „Ich werde mich in den Koran hineinknien“, jener wiederum sein Sein einfordert und in Schulschrift die Worte: „Ich bleibe“ auf die Hausfassade schreibt und dagegen schlägt, um hinzuzufügen: „Ich will angenommen werden, ok?!“, ist bei der Zuschauerin die Fremdscham eingetreten. Was Paul im Keller macht? Sich in billigen Sex-Chats verlieren und masturbieren.

So scheitern die drei Figuren an ihren Unzulänglichkeiten, an der Kommunikation und am (Zusammen-)Leben. Michel Clees' Bühnentext ist lesenswert, Bernhard M. Eusterschultes Inszenierung verliert sich in Plattitüden. ●



Fabio Godinho, Nora Koenig und Robert Atzlinger

Bernhard M. Eusterschulte

De l'ascèse à l'exubérance

Marianne Brausch

Michael Simpson et Tilo Kaiser, deux peintres à l'opposé de la palette picturale exposent chez Nosbaum Reding

La galerie Nosbaum Reding célèbre en quelque sorte un double événement avec l'exposition *Squint* : elle fête ses vingt ans d'existence et elle invite le peintre britannique Michael Simpson de 81 ans, à rejoindre son « écurie ». Cette remarque n'est pas anodine, puisqu'elle signifie, au-delà de l'expression consacrée qui veut que « le talent n'a pas d'âge », qu'Alex Reding persévère dans sa quête au long cours du travail pictural d'excellence, une constante de la galerie.

Voici donc la rigueur des éléments architecturaux comme motifs de peinture. Le sujet absolu de Michael Simpson. Si les *Squint* exposés dans l'espace principal de la galerie portent les numéros de série de 71 à 76, vérification faite, c'est que l'artiste travaille depuis une dizaine d'an-

nées sur le sujet du « trou aux lépreux ». Une ouverture discrète, dans un mur des églises catholiques du moyen âge, qui permettait aux exclus mais aussi aux reclus voire à la noblesse qui voulait préserver son anonymat, d'assister à une messe. Pour ce thème, Michael Simpson s'est vu récompensé en 2016, par le prix John Moores et quelques-unes de ses grandes œuvres (230 x 108 cm) figurent désormais dans les collections de la Tate Modern à Londres.

On ne sait pas d'où vient le goût de Michael Simpson, né en 1940 d'un couple anglo-russe, pour cet élément des édifices sacrés, ni pour le *minbar*, cet escalier servant aux imams à accéder à la chaire du prêche du vendredi dans les mosquées. Également un élément d'architecture religieuse très ancien, puisque ses origines remontent au neuvième siècle. L'hagioscope, terme savant désignant l'oculus percé de biais dans le mur, et l'escalier ou l'échelle figurent dans toutes les peintures de la série, combinés, comme dans *Squint 71* (2020), ou sans échelle, pour devenir simple marchepied ou estrade dans *Squint 72, 73 et 74*. Le point de fuite de ces peintures, entre ce bloc de base et le rond ou rectangle de la fenêtre haute, se situe au centre « aveugle » de la toile, ce qui donc donne toute son importance à un élément architectural bidimensionnel de la composition : le mur.

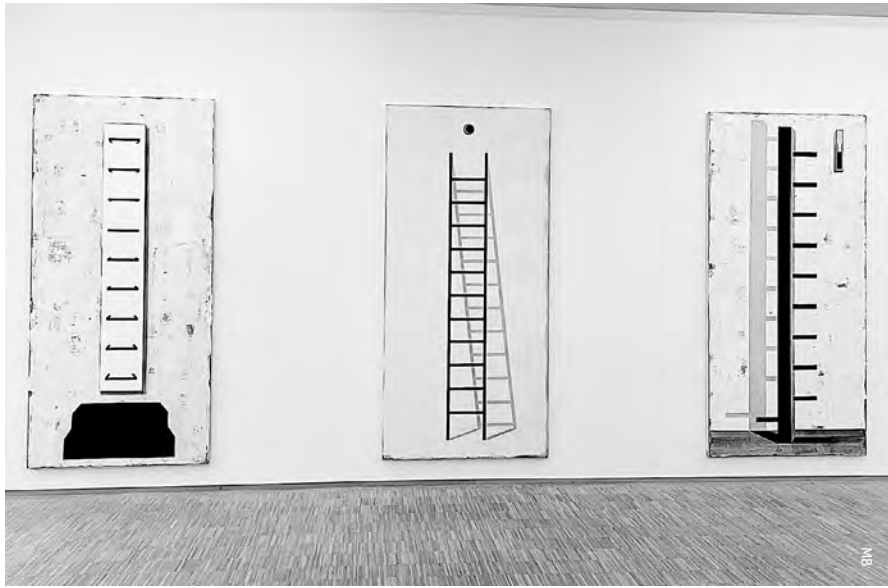
Ces huiles sur toile sont quasi « ripolinées » par une ultime couche de surface, ce qui accentue l'aspect mural des œuvres, tandis que, quand une échelle est adossée, apparaît une dimension tridimensionnelle grâce à l'ombre portée. On regrettera en ce sens, que ne soit pas exposée à la galerie Nosbaum Reding, une série de Michael Simpson qui a travaillé sur le positionnement successif de l'ombre de l'échelle au

fil des heures, ajoutant ainsi la mobilité à son répertoire hiératique.

Après ce travail cérébral et un aperçu du talent affirmé de dessinateur de Simpson (une vingtaine d'œuvres préparatoires de petit format mêlent craie et fusain, encre de chine et peinture à l'huile, gouache et encre) dans la petite pièce de la galerie principale, on passe au monde exubérant de Tilo Kaiser au Projects Room.

Tilo Kaiser, né en 1965 à Francfort, revient chez Nosbaum Reding deux ans après l'exposition *Why not ?* avec *More Strippers Please... !*. On retrouve son univers pop foutraque, saturé de couleurs, ses collages de flyers, cartes, pictogrammes, tissus recouverts d'écritures et de graffitis. Il ajoute à l'univers végétal qu'on lui avait découvert la fois précédente, un arc-en-ciel et une curieuse délimitation de pâturage en bois comme une limite devant la trivialité des choses. Sauf qu'on ne sait pas pour quel côté opte Tilo Kaiser, qui sacralise ces « débordements » par l'usage de l'or comme dans les icônes. Michael Simpson et Tilo Kaiser, ces deux artistes aux antipodes, prouvent, une fois n'est pas coutume, qu'Alex Reding lui, n'hésite pas à soutenir d'un bout à l'autre tout la palette des expressions picturales. ●

Squint, de Michael Simpson et *More Strippers Please... !* de Tilo Kaiser, sont à voir respectivement jusqu'au 6 mars et jusqu'au 20 février prochains à la Gallery et Projects de la galerie Nosbaum Reding



L'échelle est le motif récurrent de la série *Squint* de Michael Simpson



Tilo Kaiser livre un univers pop coloré

Alex Reding n'hésite pas à soutenir d'un bout à l'autre toute la palette des expressions picturales

THÉÂTRE

Remake mythomane

Godefroy Gordet



Le jeu de miroirs met en évidence le jeu de dupes

Moderniser les classiques est devenu une sorte de tradition et tout grand metteur en scène doit s’y coller, c’est presque contractuel. Face à la pléthore de pièces, du classique au contemporain, que connaît le théâtre, on pourrait même lui coller l’étiquette d’un genre à part entière. Aussi, Julia Vidit en dépeussierant *Le Menteur* de Pierre Corneille, fait de l’avant-gardisme à la mode. Certes, elle ne révolutionne pas le genre, mais elle nous donne à voir un théâtre plutôt génial, qui mène en bateau son spectateur, pour lui faire cligner des yeux à la fin, sans savoir trop pourquoi.

Échappant aux restrictions françaises, Julia Vidit et son équipe viennent se réfugier au Théâtre d’Esch pour y montrer leur *Menteur*. Une adaptation que la metteure en scène signe de concert avec le dramaturge Guillaume Cayet, pour livrer une relecture un poil plus « positionnée » que la comédie légère et plaisante de Corneille. Et c’est sans surprise une bonne pièce même si ce texte ne nous a pas marqué à vie. Il fallait pourtant s’y attaquer à ce Corneille, considéré comme « la moins indispensable de ses comédies ». Car, si l’ensemble badine de sa thématique éponyme, sa morale inattendue dévoile un caractère subversif pour l’époque, invitant à « apprendre à mentir », dans une société qui vouait honte et déshonneur au mensonge.

On suit Dorante, jeune bellâtre fantasque de retour à Paris, dans son monde, qu’il soumet à ses affabulations. Tous passent par son mensonge, ses amis, les femmes qu’il courtise ou son père, sous le regard ahuri de Cliton, son valet. Pataugeant dans ses tours de langues, Dorante finira par s’en sortir in extremis, dans un raccourci au happy end, donnant à cette pièce une fin des plus immorales, sauvant ce jeune manipulateur de justesse. De fait, chez Vidit et Cayet, on entend siffler quelques débats d’aujourd’hui : la désinformation, la place de la femme, l’égocentrisme sociétal... Alors, cette pièce, Vidit, la voit se jouer dans un dispositif scénographique unique et central en jeux de miroir, littéralement. Si la scène est le miroir du monde, la metteure en scène y place d’autres points de vue, asseyant son spectateur là devant, comme un regardant hagard face aux multitudes de focales dont il dispose. Le quatrième mur se disloque par moments, les comédiens ne profitent pas du « dos public », il n’y a pas vraiment de place au mensonge devant tous ces miroirs et pourtant de bout en bout, on nous ment ! Les acteurs mentent « professionnellement », le décor se tourne et se transforme en

Ce que Julia Vidit propose aux spectateurs, c’est d’entrer dans l’incompréhension des personnages face aux mensonges fabuleux de Dorante

un palais des glaces structurellement indécis, se jouant de nous lui aussi, même derrière, au second plan, là où ça transite sans jouer vraiment, on ne sait pas si les personnages sont toujours eux, ou s’ils sont autres...

Et puis, sur la langue magnifiquement vieillotte de Corneille, s’éclate une troupe de comédiens meilleurs les uns que les autres. Et s’ils se cassent la voix ou que leurs corps se contorsionnent de trop, pour donner une présence burlesque à souhait, on leur excusera ces exagérations, grâce à une excellence de liberté de ton qui donne in fine, une fraîcheur moderne. De l’académisme du texte originel, Vidit sort une galerie de personnage qui devant ce bataillon de miroirs deviennent d’autres gens, des acteurs oui, des personnages encore, peut-être même ceux d’autres pièces connues...

En tout cas, comme on l’a déjà dit, ils sont beaux et nous entraînent dans leur délire illuminé. Et s’ils s’agitent devant ces miroirs, il s’agit surtout dans ce Vidit de les briser, détruire leur image, celle que transporte aussi le « classicisme », au sens propre. Aussi, les genres se confondent, les couleurs de peau, identités, et styles... Tout ça appartient au passé pour dire vrai, et tant mieux ! Le théâtre doit être ce monde où n’importe qui peut être autre que ce qu’il est, ou ce qu’il joue...

Et c’est d’ailleurs somptueux quand Jacques Pieiller fusionne son rôle de Géronte de *Le Menteur* (1644) à celui de Don Diègue du *Cid* (1637), en reprenant le célèbre monologue où l’on entend la désespérance d’un vieil homme, « Ô rage ! Ô désespoir ! Ô vieillesse ennemie ! N’ai-je donc tant vécu que pour cette infamie ? ». Écho savant aux lignes de Géronte dans *Le Menteur*, « Ô vieillesse facile ! Ô jeunesse impudente ! Ô de mes cheveux gris honte trop évidente ! ». Oui, tout le monde nous ment dans cette pièce, mais avec panache ! Et ce monologue dans la version Vidit, vaut à lui seul le détour, et c’est bien étrange d’être venu voir *Le Menteur* pour s’émerveiller du *Cid*.

Enfin, face à un texte à l’écoute et à la diction exigeante, on voit une esthétique colorée au fluo, à la peinture phosphorescente et aux lumières flash. On se croirait dans un rave party dans les années 90, le contraste tradi-moderne fait un peu mal au crâne... Nos yeux se plissent, zigouillés devant ce trop lumino-bariolé, et comme le lance Cliton à Dorante, « qu’il faut bien de l’esprit avec vous, et bons yeux », comme pour décrire notre état de spectateur. Et sur ce présupposé d’intention, Vidit jubile. Car ce qu’elle propose à son spectateur c’est d’entrer dans l’incompréhension des personnages de la pièce face aux mensonges fabuleux de Dorante. Si bien est là l’idée, c’est génial et on s’est fait happés, comme rarement. ●

Le Menteur de Pierre Corneille, adpatation de Julia Vidit et Guillaume Cayet, mise en scène de Juia Vidit. Dramaturgie et écriture Guillaume Cayet. Avec Joris Avodo, Aurore Déon, Nathalie Kousnetzoff, Adil Laboudi, Barthélémy Meridjen, Lisa Pajon, Karine Pédurand, Jacques Pieiller. Scénographie Thibaut Fack, lumière Nathalie Perrier, son Bernard Valléry et Martin Poncet, costumes Valérie Ranchoux, maquillage, perruques Catherine Saint-Sever

MUSIQUE CLASSIQUE

Binôme épatant

Le cadre est prestigieux et les affiches à la hauteur de la flatteuse réputation du lieu. À la Philharmonie, quand la situation sanitaire le permet, orchestres et solistes font la fête à la musique, tous genres et toutes époques confondus. Le 21 janvier, c’était au tour de l’« Artiste en Résidence », Leonidas Kavakos, à la tête de l’orchestre maison, d’investir le temple dédié à Euterpe, avec, comme joker, le violoncelliste Gautier Capuçon, lequel s’impose, au fil du temps, comme un ambassadeur majeur du violoncelle.

Ce virtuose aguerri accède à 39 ans à la pleine maturité, lui qui a depuis longtemps montré qu’il n’était pas seulement le benjamin de son frère Renaud, le violoniste. Gautier attaque, en lever de rideau, le *Concerto n° 1* de Haydn, celui que l’on a longtemps considéré comme perdu, et qui n’a été retrouvé qu’en 1961 à Prague. Le violoncelle, dont la tessiture est si proche de la voix humaine, fut toujours un des instruments préférés du compositeur attiré des Esterházy, et il est heureux qu’il ait eu l’occasion de le magnifier dans plus d’un concerto.

Secondé par des Opéliens pétaradants, le dynamique virtuose français s’y donne à cœur joie, s’y déchaîne littéralement, faisant montre d’une furia échevelée dans les mouvements rapides, pris à un tempo d’enfer et agrémentés de cadences vertigineuses, vrais numéros de haute voltige, mais sachant aussi faire patte de velours dans le très chantant *Adagio* médian, où il trouve tantôt des nuances qui semblent étrangement mûres de par leur « abandon », tantôt des coups d’archet frémissants qui font vibrer les cordes et les cœurs et nous font faire un pas sur le chemin du paradis.

Le Savoyard maîtrise cette page de haute main. Sa lecture séduit, d’emblée, par la beauté enivrante de sa sonorité instinctive et racée, d’autant plus qu’il en déjoue tous les pièges sentimentaux et qu’il l’épure de son jeu chaleureux et expansif, lumineux et transparent, mais, toujours, merveilleusement profond. Quant à Kavakos, soucieux de faire vrombir l’OPL « *alla Haydn* », d’en bander tous les ressorts, mélodiques, harmoniques, rythmiques, il joue la carte du lyrisme expressif, en offrant un bel accompagnement à l’archet d’une tendresse transfiguratrice du soliste - ce en quoi il se révèle, lui aussi, comme un interprète haydnien du meilleur aloi. Nulle outrance, chez lui, mais une gestuelle noble qui confère à l’œuvre sa grandeur, une retenue de tous les instants, un classicisme altier. Sommet émotionnel du concerto : l’*Adagio*, mouvement expressif d’une douceur méditative qui met en

exergue ce que le violoncelle de Capuçon (le Goffriler « Ambassadeur » de 1701) a de profondément nostalgique. Voilà, ma foi, du bon Haydn !

À un Concerto de Haydn fait écho une Symphonie de Dvorak

Après la pause, on attendait de voir – et d’entendre – ce que le chef invité allait faire avec l’OPL de la belle et plutôt rare *Septième Symphonie* de Dvorak. Eh bien, on ne peut que s’incliner devant l’art consommé dont fit preuve l’Athénien d’un bout à l’autre de la partition : sa promptitude à souligner, à bon escient et avec une mâle élégance, les ébouriffantes bourrasques de l’*Allegro maestoso* initial, solennel et expressif à l’envi, chantourné de réminiscences patriotiques ; les splendeurs sonores et langueurs tristanienues du splendide et térébrant *Poco adagio*, l’une des pages majeures du compositeur ; les accents typiquement tchèques du *Scherzo-Vivace* ; la fougue bien dvorakienne du *Finale* d’esprit viscéralement rhapsodique et d’une sensibilité toute tzigane, quand bien même l’énergie florissante que le chef impulse aux mouvements vifs conduit à quelques excès. C’est, d’ailleurs, sans doute cette vitalité prodigue du maestro méridional qui reste présente à l’esprit après coup.

L’un dans l’autre, cette *Septième* exalte ce qu’avec Kundera nous appellerons « l’insoutenable légèreté de l’être », sans que soient négligées l’éclatante plasticité des épisodes cinétiques, la vigoureuse carrure des *tutti* ou encore l’hypnotique gravité des épisodes frappés au sceau du plus pur lyrisme slave. Une réalisation idiomatique, toute empreinte qu’elle est des fragrances des forêts de Bohême. De quoi monter au septième ciel ! Que dire de plus de musiciens qui, non contents de nous offrir, en ces temps troublés et douloureux, un somptueux bouquet de plaisirs, se permettent de passer un moment de bonheur ensemble, sinon que, nous aussi, nous avons éprouvé le même bonheur ? ● José Voss



L'énergie vertigineuse Gautier Capuçon mené par Leonidas Kavakos

CINÉMASTEAK

Citizen Welles

Il est toujours agréable de réviser ses classiques sur grand écran. La Cinémathèque de Luxembourg nous le permet avec *Citizen Kane* (1941), le premier long-métrage d'Orson Welles (1915-1985) qui passe pour être l'un des « meilleurs films de tous les temps ». Il est vrai qu'à cette époque *Citizen Kane* était un aérolithe venu dépoussiérer les conventions du cinéma classique : par la virtuosité et la vélocité de ses mouvements de caméra, par son usage narratif inédit de la profondeur de champ et ses angles de vue insolites, comme par son éclairage en contre-jour et son montage où s'enchevêtrent les surimpressions... Autant d'apports que l'on doit à un jeune homme qui détient, à 25 ans à peine, des moyens de production exceptionnels à Hollywood. La R.K.O. (Radio Keith Orpheum), avec laquelle Welles signera ensuite *The Magnificent Ambersons* (1942), est la seule major company à accepter les conditions du jeune prodige qui souhaite garder la main sur ses créations. Le 21 août 1939, un contrat est signé, garantissant à Welles d'être à la fois producteur et réalisateur. En plus d'être l'acteur principal de *Citizen Kane*, il en sera aussi le scénariste au côté de Herman J. Mankiewicz, le frère de l'acteur principal de *All about Eve* (1950). Le rêve ultime, aujourd'hui encore, de la plupart des jeunes qui se destinent à la profession.

Désormais classique, *Citizen Kane* reste un film révolutionnaire et incontournable



Dès les premières secondes est esquissé un décor fantastique. Se dresse le château de Xanadu, hanté par la voix caverneuse de son propriétaire d'où s'échappe du bout des lèvres l'énigme du film, ou plutôt de toute une vie : « Rosebud ». Soit l'équivalent du « Silencio » de *Mulholland Drive* (2001, David Lynch). Ainsi débute paradoxalement *Citizen Kane* : par la fin, par la finitude de son protagoniste, Charles Foster Kane, sur le modèle de *La mort d'Ivan Iltch* (1886) de Tolstoï. La suite se fera par flash-back, jusqu'à ce que le terme du récit finisse par coïncider avec son commencement, dans un effet de boucle dont le spectateur recueille l'ultime enseignement philosophique. Reste à présent à élucider l'énigme, nommée dans une dernière expiration. Pour cela, le récit biographique prend une forme double : il s'agit à la fois d'une enquête journalistique, assortie d'actualités filmées et d'entretiens de celles et ceux qui ont fréquenté le magnat de la presse. Mais aussi d'une quête existentielle, ponctuée d'interrogations quant à la personnalité et à l'identité d'un homme puissant qui termine sa vie misérablement isolé et reclus d'un monde dont il a voulu autrefois être le maître. On retrouve cette dualité jusque dans la portée biographique du film : on peut y reconnaître le portrait de William Randolph Hearst (1863-1951), qui essaya d'interdire la sortie en salles du film en 1941, autant que celui d'Orson Welles dont les aspirations de jeunesse ont été contrecarrées par la machine hollywoodienne. Il est vertigineux de constater combien le cinéaste américain s'est par la suite identifié à son personnage, cultivant avec ironie et désespoir son statut de star déchue. Étrangement, *Citizen Kane* est devenu rétrospectivement autobiographique, la prémonition d'un destin et d'une ambition avortée.

Que reste-t-il alors à un homme qui a tout perdu – les honneurs, les idéaux, sa femme, ses amis ? Contrairement aux antiquités amassées dans le palais de Xanadou, les souvenirs sont peut-être la seule partie inviolable de l'homme. Il faut voir au terme du film le vieux Charles Foster Kane disparaître sous le regard de ses domestiques et glisser, dans la poche de sa veste, la boule à neige qui renferme le « rosebud » de l'enfance. De cet objet si kitsch, Welles parvient à faire ressortir toute la tragédie d'une existence. ● Loïc Millot

Citizen Kane (USA, vostf, 119') sera présenté dimanche 31 janvier à 19h, Cinémathèque de la Ville de Luxembourg

THÉÂTRE

Scène agitée

France Clarinval

Terres arides correspond au titre du cycle théâtral qui l'accueille : « Les Agitateurs »

« Le théâtre est une tribune. Le théâtre est une chaire. Le théâtre parle fort et parle haut », écrit Victor Hugo (*Lucrèce Borgia*). Sur les scènes grand-ducales actuelles, la politique entre par cour et par jardin. Avant de voir ce que *Les Frontalières* de Sophie Langevin ont à nous dire (lire d'*Land* du 22.01.2021), d'autres problématiques, tout aussi actuelles, nous sont exposées dans *Terres arides*. Avec l'ambition de « réduire le temps entre l'actualité, l'idée artistique et sa concrétisation », le Théâtre du Centaure a mis en place le cycle « Les Agitateurs » et passe chaque année commande à des artistes d'une pièce qui fait « résonner le théâtre dans et avec le monde d'aujourd'hui ». Ian De Toffoli a parfaitement compris la didascalie en s'attaquant à un sujet que la pandémie a poussé sous le tapis : la guerre en Syrie et plus particulièrement les Européens djihadistes qui y sont partis.

Pour s'attaquer à ce sujet, l'auteur a choisi un prisme local qui nous permet à tous de nous interroger, bien plus que n'importe quelle lecture d'un article ou d'une tribune à ce sujet. Il raconte (par les voix de Pitt Simon et Luc Schiltz) une histoire qui n'est pas passée inaperçue en 2019, celle du voyage qu'a entrepris un journaliste luxembourgeois pour rencontrer et interviewer un jeune né au Luxembourg devenu militant djihadiste, membre de l'« État islamique » et emprisonné au Rojava, occupé par les Kurdes jusqu'à l'invasion par l'armée turque, à l'automne 2019.

Terres arides commence comme une conférence et s'adresse à la salle pour rappeler le contexte de la guerre civile syrienne en remontant à février 2011 et aux premiers signes de protestations contre Bachar al-Assad, réprimées dans le sang, comme on sait. Cela peut paraître un peu sec, un peu rébarbatif, voire inutile pour un public averti, mais il s'agit de « remonter aux origines de ce conflit, ne rien taire, parce que vous verrez, finalement, que les choses sont toujours liées entre elles », comme avertissent les comédiens sur scène. Une infographie un peu brouillon est diffusée à la manière d'un journal télévisé et montre à quel point cette géopolitique est complexe et cette zone du globe une poudrière qui n'attendait qu'une étincelle pour s'embraser.

Le décor est planté. On sait où on est. Pas encore où on va. Le récit narré à deux voix va s'emballer. On assistera, en parallèle, au cheminement qui a mené le résident du Luxembourg à devenir un djihadiste et au voyage du journaliste pour aller le rencontrer. La biographie de S. (puisque c'est comme ça que l'auteur le nomme) ressemble à celle de nombreux candidats occidentaux au djihad : un jeune qui lutte avec des frustrations sociales et professionnelles dans son pays (s'il a gardé la nationalité portugaise de ses parents, il est né au Luxembourg, en 1987, et a grandi à Meispelt). Ian De Toffoli écrit : « Les jeunes européens partis en Syrie ont souvent été au bas de l'échelle sociale, se sont sentis humiliés, inférieurs, mais leur engagement dans Daesh leur a offert un cadre psychologique structurant. (...) Dans le califat, les rapports de classe qu'ils ont connus en Europe sont inversés. Ils ne sont plus les dominés, les opprimés,

mais ils font partie des décideurs, des dominants. » Le décalage entre la promesse d'une vie de confort (présentée avec ostentation sur les réseaux sociaux) et la réalité de la guerre, des privations, puis de la prison ne leur apparaît que trop tard.

La pièce jette là, un premier pavé dans la marre : Comment aider (améliorer le sort, traiter, encadrer...) ces jeunes Européens, souvent issus de l'immigration, « tiraillés entre la terre rêvée de leurs ancêtres où ils ne sont plus chez eux et le pays d'accueil où ils ne sont pas assimilés, [qui] ont rejoint l'organisation terroriste et ont vécu le djihad comme une façon de retrouver une identité et de se redonner une stabilité que la société moderne leur refusait » ? Une question dérangeante à laquelle les politiques ne répondent pas. Le cas de S. devient emblématique du mal-être occidental duquel le Luxembourg n'est pas épargné.

L'histoire du voyage du journaliste est évidemment passionnante (sans doute plus encore pour une journaliste, l'auteur de ses lignes en convient). Les mois de préparatifs tenus secrets surtout. Avoir la confirmation que c'est bien le Luxembourgeois qui est détenu dans les prisons kurdes, se caler dans le timing de la difficile situation géopolitique, trouver un *fixer*, penser aux trajets, se procurer diverses autorisations, prévoir de l'argent et du matériel... convaincre la direction de RTL (qui refusera d'autoriser ce voyage que le journaliste freelance assumera seul). La détermination dont il fait preuve pour monter ce périlleux voyage n'est pas seulement liée à l'adrénaline du scoop. « L'envie de réaliser ce reportage vient avant tout d'une certaine indignation dont est saisi le journaliste. Il se dit que même un combattant de Daesh, à 4 000 kilomètres du Luxembourg, à l'écart du monde, dans un non-lieu sans règles (...) même lui a des droits que la politique et la justice ne peuvent pas simplement ignorer », explique la pièce.

Et c'est la deuxième question épineuse et irrésolue que soulève le texte : où et comment juger ces européens qui ont succombé à une idéologie radicale et qui crouissent maintenant dans une prison à l'autre bout du monde où ils risquent – sans véritable procès – une rapide exécution ? Lorsque les comédiens rejouent des morceaux de l'interview, l'image du jeune paumé pris au piège de la radicalisation est renforcée, même quand on lui met une image de lui en armes sous les yeux, il n'admet pas s'y reconnaître. La pièce ne cherche pas à dédouaner S. et les autres des accusations graves de crimes planent qui sur leur tête, mais elle veut mettre en évidence la responsabilité de l'état de droit. Ian De Toffoli n'épargne personne et il égratigne notamment Jean Asselborn en citant un entretien donné à RTL en septembre 2019 : « si on rejoint les crétiens de l'EI, c'est comme si on se portait volontaire pour être gardien dans un camp de concentration » et plus tard le ministre dira que « les États européens ne veulent pas brusquer la Turquie ».

Car ce théâtre-tribune cher à Hugo, ne peut pas mâcher ses mots. Ce théâtre est un théâtre d'engagement et c'est le parti pris de *Terres*



Le découpage du texte donne la parole alternativement à Pitt Simon et Luc Schiltz

arides : ouvrir les yeux, dénoncer, alerter. «Le reportage mettra mal à l'aise certaines personnes, mais (...) la politique n'est pas intéressée à trouver des solutions à ce conflit. »

Le dispositif scénique simple, l'absence de costume ou de maquillage, l'adresse continue à la salle (où figurait la ministre de la Culture, qui est aussi celle de la Justice) renforcent la puissance du propos. Le jeu des comédiens (malgré quelques hésitations bien pardonnables au vu de la longueur et de la teneur du texte) dont la conviction est particulièrement palpable ajoute la détermination et la force salutaires pour ce type de théâtre. Car, oui, c'est bien du théâtre. ●

Il reste une représentation de *Terres arides* le 29 janvier au Kinneksbond, puis le 2 février au CAPE et le 5 février au Kulturhaus Niederaanven

Passations de pouvoir

Lucien Kayser

Avignon dans la tourmente de la pandémie, avec le seul Olivier Py restant à la barre

Certes, il y entre une bonne part de nostalgie, et elle ramène, aux lendemains de l'ébullition de 68, à la mort de Jean Vilar, qui toutes deux avaient déjà mis à mal le plus important festival de théâtre. À la disparition de son fondateur, l'une des clés (elles sont trois, deux pour la papauté, une pour la ville) de l'emblème signé Jacno (on ne disait pas encore logo) se retrouvait par terre. L'enthousiasme la fit ramasser, et les années 70 furent marquées d'inventions, de nouveautés. De sorte par exemple que Colette Godard, du *Monde*, put noter en 1972 que le cinéma l'emportait, qu'il suffisait en Avignon des films de Werner Schroeter dont *La Mort de Maria Malibran*. Elle mourait dans la nuit étoilée de la cour d'honneur, les spectateurs au chaud dans leurs laines pour résister au mistral. La Malibran, on était loin de sa mort réelle, d'une chute de cheval en 1836, elle n'avait pas la trentaine, le cinéaste allemand l'a fait mourir d'avoir trop chanté.

Werner Schroeter revint en Avignon, pour mettre en scène *Don Carlos*. Son interprète fétiche, Magdalena Montezuma, allait décéder de son côté peu après, en 1984. Avant, à l'Hôtel de France, place de l'Horloge, il y avait eu autour de Schroeter comme un tourbillon de belles créatures, dont Ingrid Caven, parallèlement au cortège de jeunes gens derrière Louis Aragon, délivré (si le mot n'est pas trop irrévérencieux) des yeux d'Elsa. La même année, toujours 1972, Roland Petit et ses ballets s'attaquèrent à Maïakovski, mal leur en prit, avec l'accident de la hampe d'un drapeau rouge se brisant dans la course et le vent, et l'image du suicide du poète, la main posée en forme de revolver sur la tempe.

Au début des années 70, le festival « off » était à peine en place, l'après-midi les comédiens battaient le pavé pour attirer l'attention sur leur spectacle. Il avait été créé, très vite développé, autour des deux génies du théâtre du lieu, André Benedetto, et son Théâtre des Carmes, et Gérard Gelas, et son Théâtre du Chêne noir, l'un s'était approprié une ancienne salle paroissiale, l'autre, démenageant de la rue Saint-Joseph à la rue Sainte-Catherine, une chapelle du douzième qu'il arracha à son triste destin de garage à voitures.

André Benedetto est mort en 2009. Son fils a arrêté sa carrière de DJ pour reprendre la salle où, théâtre politique oblige à l'époque, avait été jouée la première pièce française contre la guerre du Vietnam ; après *Napalm*, ce fut en 1972 *Chant funèbre pour un soldat américain*. Sébastien Benedetto, il lui fallut apprendre à gérer une salle, construire une programmation ; aujourd'hui, en ce mois de janvier, il est passé à la direction d'Avignon Festival & Compagnies (AF&C), association de coordination du vaste marché du « off ». Le Luxembourg y est partie prenante avec la région Grand Est. Succession, après quelques années d'intervalle, bien difficile dans l'incertitude du festival 2021 (celui de 2020 avait été annulé), prévu bien sûr pour le mois de juillet, du 7 au 31 pour le « off », du 5 au 25 pour le « in » ; avec la concurrence d'une nouvelle Fédération des théâtres indépendants d'Avignon.

Gérard Gelas, lui, partage depuis septembre 2020 la direction du Chêne noir avec son fils Julien, auteur et metteur en

scène comme son père, en plus compositeur et pianiste. Gelas, tout aussi politique que Benedetto, a peut-être plus que son confrère lorgné du côté de la poésie dans ses spectacles, du mois au début, avec *Aurora* (1971) ou *Miss Madona* (1973). D'emblée, avec sa première création, *La Paillasse aux seins nus*, il s'était heurté aux notables, à la police, et Maurice Béjart et Julian Beck étaient venus à son secours. Si Gérard Gelas est venu très vite à Luxembourg, pour commencer au Théâtre d'Esch-sur-Alzette du très méritant Jos. Wampach, il y a été suivi d'ailleurs par la *Living Theater*, soirée mémorable qui s'est terminée par un cortège dans les rues autour. Plus tard, les collaborations de Gelas avec des institutions et des compagnies grand-ducales se sont poursuivies.

Le « off » a fixé à la fin avril le dernier délai pour sa programmation, pour sa 75^e édition le « in » dévoilera la sienne an mars déjà. Lui a toujours comme directeur Olivier Py, dramaturge et metteur en scène (depuis 2013). Il a connu quand même lui aussi sa passation de pouvoir, à la tête de son conseil d'administration, avec Françoise Nyssen (bienvenu repli de l'ancienne ministre de la culture) succédant à Louis Schweitzer. Ce qui ne fera ni plus ni moins danser sur le pont. Il reste les doutes, l'espoir. Gérard Gelas a toujours aimé citer une phrase de Démocrite trouvée chez Jacques Lacarrière : « Toutes les nuits, les hommes rêvent et ne se rendent pas compte en le faisant qu'ils réinventent l'humanité. » En Avignon, plus qu'ailleurs, en été, on rêve, et le théâtre réinvente le monde et l'humanité. ●

FILMS MADE IN LUXEMBOURG

Dors avec les loups

Pablo Chimienti

Le réalisateur irlandais Tomm Moore clôt sa trilogie sur le folklore celtique avec *Wolfwalkers* (Le Peuple loup en VF). Une nouvelle pépite animée coproduite par Mélusine Productions Luxembourg

En 2009, avec *The Secret of Kells*, Tomm Moore faisait découvrir à son public l’Irlande mythique du IX^e siècle. Il y était question d’abbayes, de moines, de livre, d’enluminures, de forêts enchantées, d’enfants loup et de Vikings. En 2014, avec *Song of the Sea*, il présente une Irlande, certes du XX^e siècle, mais dans une version faite de créatures chimériques – mi-femme mi-phoque –, de sorcières, de voyages fabuleux et de rêveries aquatiques. Et voilà qu’en ce début d’année 2021, le réalisateur irlandais est de retour dans les salles grand-ducales avec *Wolfwalkers* une nouvelle et magnifique aventure fantastique qui entraîne, pendant 1h40, le spectateur dans de la mythologie celtique irlandaise.

Cette fois, direction le XVII^e siècle. Les Anglais ont pris possession de l’île et semblent bien décidés à la « civiliser » à leur manière. Autrement dit en imposant leurs règles, leurs chefs, en soumettant la population locale et en rasant la dense forêt du pays pour y faire passer des routes et y installer des champs. Au-delà de l’aspect pratique de la chose, la destruction de la forêt, avec sa végétation infranchissable et ses loups omniprésents, est une manière, pour l’envahisseur de casser le dernier symbole du caractère prétendument indomptable du pays. L’opposition entre un peuple colonisateur et un peuple colonisé n’est présente que de manière secondaire dans le film, et sans que ce soit trop spécifié, mais elle figure est bien en arrière-fond pour que les plus grands des spectateurs la comprennent aisément.

La jeune Robyn, le personnage principal du récit, justement, est Anglaise. Et cela lui vaut l’inimitié de tous les autres enfants de Kilkenny où elle habite désormais avec son veuf de père. La petite fille, passe le plus clair de son temps dans leur petite maison, à deux pas du pilori de la cité. C’est que Bill Goodfellowe, le paternel, n’est pas dans la région depuis bien longtemps. Il est chasseur et il s’est vu confier par Lord Protector, le despote local, la difficile mission de débarrasser enfin la contrée de la meute de loup qui terrorise tous ceux qui approchent de la forêt voisine.

Digne fille de son père, la petite blonde est un as avec son arbalète. Elle insiste pour partir avec son père en forêt et l’aider à massacrer les

Grands comme petits se laisseront embarquer dans cette fantaisie qui parvient à être surprenante pour les adultes sans devenir inquiétante pour les enfants

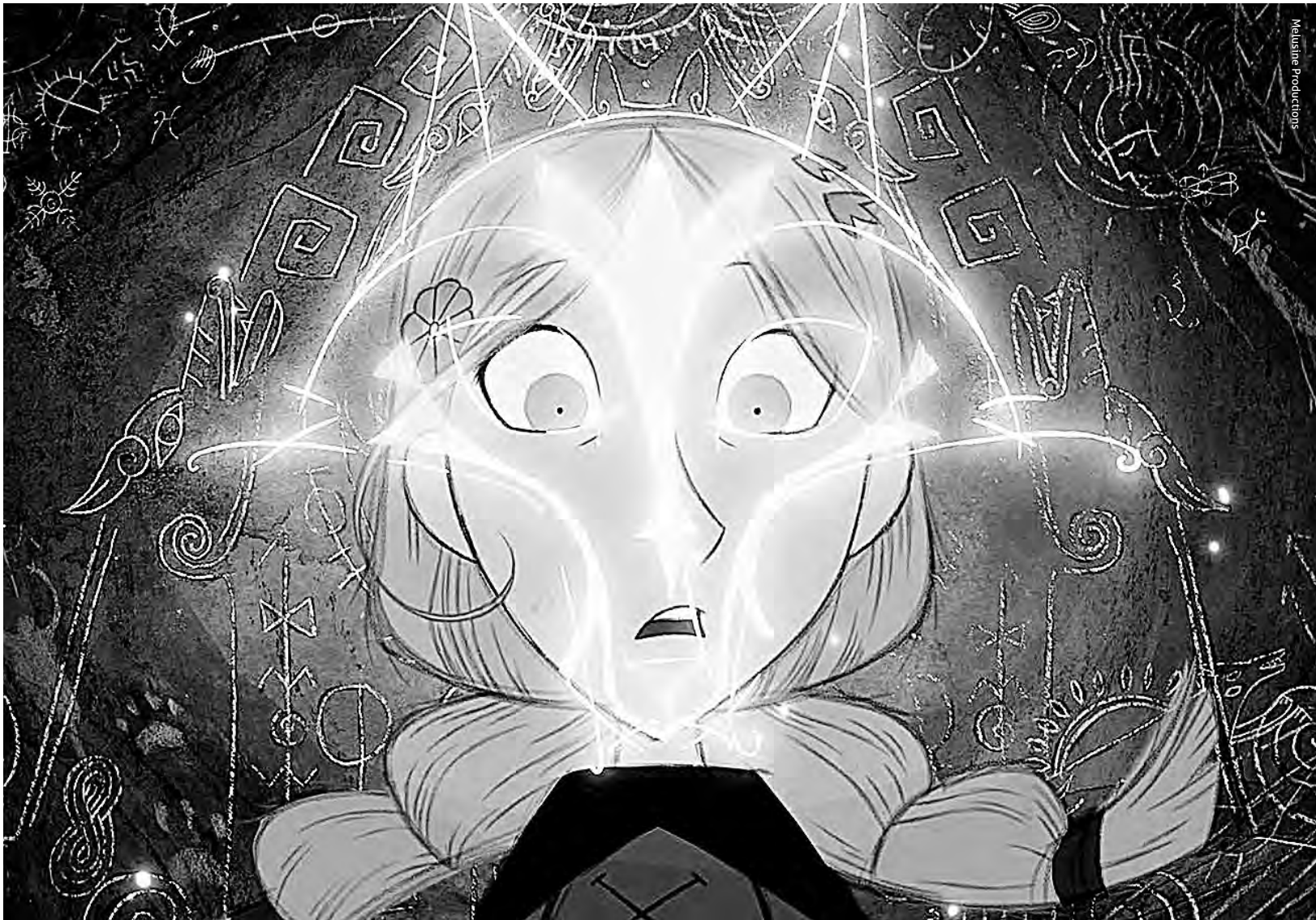
loups. L’opposition paternelle et l’interdiction faite à tous les enfants de quitter les murs de la cité n’arrêteront pas la petite fille espiègle. La voici donc seule, dans la forêt, au milieu des bêtes à l’allure féroce, avec ses flèches. Là, elle fera la connaissance d’une étrange jeune fille. Elle semble vivre dans les bois, entourée par ces loups que la région entière craint tant. Elle s’appelle Mebh, et sa vie n’est en rien ordinaire. Humaine quand elle est éveillée, elle se transforme en louve à chaque fois qu’elle est endormie. Loup-garou 365 jours par an !

À ses côtés, Robyn va découvrir un monde sylvestre fait de lieux étonnants et secrets, de magie et de respect entre la nature et les êtres vivants qui l’habitent. Une philosophie de vie à l’opposé de ce que les humains sont en train de faire, de l’autre côté des hauts murs de Kilkenny. Et elle comprendra bien vite que la menace ne vient finalement pas des loups, mais bien des hommes.

Avec Robyn et Mebh, le spectateur s’enfonce alors dans un monde de plus en plus sauvage. Grands comme petits se laisseront embarquer bien volontiers dans cette fantaisie bien rythmée, à la magie omniprésente et à la beauté saisissante, qui parvient à être surprenante pour les adultes sans jamais devenir inquiétante pour les plus jeunes. Le style, aussi bien narratif que graphique de Tomm Moore reste proche de celui de ses réalisations précédentes : d’une grande richesse, fantasmagorique, métaphorique, poétique, humaniste... aux inspirations folkloriques et celtiques ; et le dessin reste coloré et stylisé, avec, plus encore que par le passé, un aspect brut, presque desquissé qui lui donne une touche toute particulière.

Coréalisé avec Ross Stewart – directeur artistique sur *The Secret of Kells* et *Song of the Sea* –, *Wolfwalkers* est, comme *Song of the Sea* avant lui, une coproduction de Mélusine Productions Luxembourg. Et si les nominations pour les prochains Oscars ne sont pas encore connues, certains spécialistes des coulisses hollywoodiennes, le voient déjà repartir de la 93^e cérémonie des Academy Awards – qui devrait se tenir le 25 avril prochain – avec la statuette du meilleur film d’animation. C’est tout le mal qu’on lui souhaite. ●

On retrouve avec plaisir le style graphique reconnaissable de Tomm Moore et Ross Stewart



HOME CINÉMA

Jim Kaufman ?



Qui est le plus excentrique Jim Carrey ou Andy Kaufman ?

Mott the Hoople and the Game of Life
Yeah, yeah, yeah, yeah
Andy Kaufman in the wrestling match
Yeah, yeah, yeah, yeah

Ainsi débute la chanson *Man on the Moon*, titre de R.E.M. paru en 1992 sur l’album *Automatic for the People*. Tour à tour catcheur, acteur de sitcom (*Taxi*, à la fin des années 70), imperturbable perturbateur d’émissions TV, mais aussi performeur depuis son show au Carnegie Hall, Andy Kaufman est un mystificateur de génie qui demeure cependant peu connu en France. Une lacune à laquelle devrait pallier *Jim et Andy* (2017), documentaire de Chris Smith diffusé sur Netflix. Il revient sur le tournage de *Man on the moon* (1999), le biopic réalisé par Miloš Forman où le rôle de l’humoriste américain, mort en 1984 à 35 ans, est interprété par un Jim Carrey au sommet de son art.

Incontestablement, Carrey règne sans partage sur les années 90. Il est en effet loin le temps où celui-ci assurait des stand-up sur les scènes de Toronto et de Los Angeles. Après trois énormes hits au box-office – *The Mask* (1994), de Chuck Russel, *Dumb and Dumber* (1994) des frères Farrelly, et *Ace Ventura* en 1997) –, l’acteur devient *bankable*. La plasticité de son visage, son exubérance, sa gestuelle inventive, font alors partie de sa personnalité actoriale. Puis, comme le retrace l’ouvrage récent que lui consacre Adrien Denouette (*Jim Carrey. L’Amérique démasquée*, 2020), la suite de sa trajectoire hollywoodienne est plus étonnante : plutôt que les grimaces, l’acteur finit par se déjouer en adoptant des personnages plus dramatiques dans les années 2000. De l’excentricité, Carrey passe à un registre plus banal et modéré, perdant en quelque sorte l’originalité qui le caractérisait – sa signature comique.

Ce n’est évidemment pas le cas dans *Jim et Andy*, où le spectateur ne sait jamais vraiment sur quel pied danser face à un Jim Carrey en roue libre. Ou plutôt, étant donné que celui-ci est littéralement absorbé par son rôle, face à un « Jim Kaufman », tant la fusion monstrueuse de l’acteur et de son personnage y prend des proportions vertigineuses. Au point que l’on se demande en cours de visionnement, et avec un brin d’anxiété, si sa performance relève du jeu, de la pathologie, ou d’un accès de mégalomanie dû à son statut de superstar (?). Car la frontière entre les coulisses et le tournage s’avère ici inexistante : en off, Carrey ne cesse de

multiplier les provocations contre Jerry Lawler, le catcheur auquel Andy Kaufman s’était confronté lors d’un combat mémorable le 5 avril 1982, à l’issue duquel l’humoriste, autoproclamé champion de catch inter-genres (il ne combattait que des femmes !), sortait sur civière, K.O. Ou encore lorsque Jim Carrey se rend à la propriété de Spielberg pour y foutre le bordel, affublé de la dégaine bedonnante de Tony Clifton, autre avatar célèbre de Kaufman...

Carrey reprend le principe mystificateur qui a fait la réputation de Kaufman: brouiller les identités et les frontières entre la fiction et la réalité

Sur le plateau de tournage, Miloš Forman semble complètement dépassé par l’acteur devenu incontrôlable. De telles impressions contrastent en tout cas avec les récentes interviews qui ponctuent le documentaire : la mine étrangement neutre, Jim Carrey pose, barbe au menton et cuir sur le dos, en essayant de nous rassurer sur sa santé mentale. Non seulement il va très bien, confesse-t-il, mais il n’hésite pas à verser dans la méta-interprétation en affirmant que chaque film dans lequel il a joué correspondait à un stade de sa vie (*The Truman Show* est le film de son propre égarement). Et qu’il n’a fait que reprendre à son compte le principe mystificateur qui a fait la réputation de Kaufman : brouiller les identités, rendre poreuses les frontières entre la fiction et la réalité... ● Loïc Millot

Jim et Andy (2017), 1h33, de Chris Smith, disponible sur Netflix

Die alten Leiden des jungen Zagreus

Tom Dockal

In *Hades* will der Sohn des Königs der Unterwelt fort vom Verwaltungs-Charakter seines Zuhauses



Zagreus beim Kampf gegen zufällig generierte Widersacher

Manche Videospieltitel werden so sehnlichst erwartet, dass die Katastrophe am Erscheinungstag vorprogrammiert ist. *Cyberpunk 2077* hat sich mit der völlig verfrühten Veröffentlichung Anfang Dezember wirklich keinen Gefallen getan. Unfertig, voller Glitches und Bugs, und davon mal abgesehen einfach nicht das versprochene revolutionäre Spielerlebnis. Resultat: Sony entschied, *Cyberpunk 2077* nach nur wenigen Tagen aus dem Playstation Store zu nehmen. Das Zugrabetragen dieser Totgeburt hat somit begonnen. Und alle schaukeln mit. Der biblische Kalauer: „Hochmut kommt vor dem Fall“, ist hier durchaus passend.

Hersteller/innen von Indie-Spielen sind diesem Druck aus allen Himmelsrichtungen in der Regel nicht ausgesetzt. Mit *Hades* zum Beispiel hat die kalifornische Firma Supergiant Games ein Spiel

aus dem Boden steigen lassen – umgangssprachlich wie wortwörtlich –, das die meisten *Triple A*-Spiele des letzten Jahres in den Schatten stellt.

Erzählt wird die Geschichte von Zagreus, Sohn des griechischen Gottes und Königs der Unterwelt Hades. Zagreus hat die Nase voll von seinem alten Herrn und der immerwährenden schlechten Laune und eisernen Autorität, mit der er die Unterwelt verwaltet. Die funktioniert in *Hades* wie eine Art Bierger-Center für so genannte *Shades*: Totengeister, die in der Unterwelt die Ewigkeit verbringen müssen. Zagreus ist des Verwaltungs-Charakters seines Zuhauses leid und entscheidet, auszubüchsen. Nach oben, raus aus der Unterwelt und an die Erdoberfläche. Leichter gesagt, als getan. Zagreus bekommt zwar Hilfe von seiner „Mutter“ Nyx, der Göttin und Personifizierung der Nacht, sowie von gutgelaunten olympischen Göttern, aber die Reise durch Tartarus, den Asphodiliengrund oder das Elysion – die Ebenen der Unterwelt – ist eine schwere. Nicht nur für Zagreus, der den Tod immer wieder zu spüren bekommt, sondern auch für die Spieler/innen, die Gefahr laufen, etwas weit aus Unangenehmeres zu spüren: eine Tendinitis vom manischen Knöpfe- oder Maus-Drücken.

Hades ist ein – Obacht! – *hack and slash roguelike* (oder eher *Rogue-lite*) mit RPG-Spielelementen. Wer mit dieser Wortaneinanderreihung wenig anzufangen weiß – der Autor bittet um ein wenig Geduld. Die Spieler/innen geleiten Zagreus durch zufällig generierte Räumen und Widersacher. Diese muss er mit Waffen aus einer Auswahl von zunächst insgesamt acht – darunter Schwert, Pfeil und Bogen sowie ein mythologisches Proto-Maschinengewehr – erledigen, ehe es in die nächste Unterwelt-Kammer gehen kann. Zur Belohnung gibt es jedesmal Geld, chthonische Schlüssel für perma-

Das überraschend komplexe und immer wieder erfrischende Gameplay geht Hand in Hand mit einer Handlung, die mehr mehr dysfunktionale Familiendynamiken hat als Games of Thrones und so manche Ingmar-Bergman-Filme zusammen

nente Freischaltungen und olympische Götteraufrüstungen für den aktuellen *Run*. Allerspätestens bei den Bossen wartet dann aber der unumgängliche Tod, und Zagreus wird, Styx sei Dank, wieder nach Hause geschwemmt. Ganz zur Freude von Vater Hades, der über die verzweifelten Fluchtversuche nur müde lachen kann.

Bill Murrays Figur aus *Groundhog Day* trifft in *Hades* auf Gustav Schwabs *Sagen des klassischen Altertums*. Ja natürlich, *Hades* ist ein Spiel, bei dem sich die Figur durch Hunderte und Aberhundertetunter Gegnermassen metzelt (*hack and slash*). Aber was den Hersteller/innen von Supergiant Games gelingt, ist auf dem Pa-

pier nicht zu glauben. Für Außenstehende sind tatsächlich nur vier Knöpfe zu drücken, davon zwei zu 75 Prozent. Aber mit den verschiedenen Waffen, die von Anfang an völlig verschiedene Spielweisen erfordern, gepaart mit den ganz zufällig zusammengesammelten Upgrades ist kein, aber wirklich kein einziger Lauf identisch (*roguelike galore!*). Manchmal zur Freude, manchmal zum Leidwesen der Paar Hände am Controller.

Dieses überraschend komplexe und immer wieder erfrischende Gameplay geht aber dann noch Hand in Hand mit einer Handlung, die so ein Spiel bis dato eigentlich gar nicht verdient hat. *Hades* hat mehr dysfunktionale Familiendynamiken als *Games of Thrones* und so manche Ingmar-Bergman-Filme zusammen. *Hades* ist aus unerklärlichen Gründen auch nach Jahrtausenden mit seinen olympischen Geschwistern zerstritten (Achilles, Demeter, Hypnos, Zeus, Artemis und sogar Thanatos), Orpheus lamentiert Robert Smith von The Cure ähnlich, wie beschissen es ihm ohne Eurydike geht, und dann erfährt Zagreus noch, dass Nyx vielleicht nicht seine Mutter ist. Und der Endboss – der keiner ist, weil das Spiel auch danach nicht zu Ende ist, sondern mit einer nächsten Ladung das Gameplay komplett anders gestaltet – ist eine emotionale Klatsche. Nur Sisyphos (sic!) und der Höllenhund Kerberos (er darf gestreichelt werden!) bleiben durchgehend bester Laune. Während millionenschwere Aushängespiele Kinematografische Cutszenes produzieren, begnügt sich *Hades* mit einem fantastisch geschriebenen Drehbuch und ebenfalls fantastisch aufgenommenen *voice acting*.

Hades ist nicht nur die Summe seiner längst bekannten Teile, sondern hebt jeden Baustein, aus dem es zusammengesetzt ist, auf die nächste Ebene. Auch der Spiele-Olymp mag unmöglich zu erreichen sein, aber *Hades* kommt dem verdammt nahe. ●

Poste vacant

Le Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse

se propose d'engager pour les besoins de l'Institut national des langues

Un/une chargé/e de cours (m/f) de luxembourgeois

à tâche complète et à durée déterminée du 15.03.21 au 14.07.21

Date limite de la candidature : 06 février 2021.

Les personnes désireuses de postuler adresseront leur candidature à Madame la directrice de l'Institut national des langues par courriel à direction@inll.lu et par courrier à l'adresse, 21, bd de la Foire L-1528 Luxembourg.

Pour de plus amples détails veuillez consulter la page internet de l'Institut national des langues sous le lien suivant : www.inll.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 02.03.2021
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le portail

des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Fourniture et installation d'équipement audiovisuel à exécuter dans l'intérêt du Lycée classique Diekirch – annexe Mersch

Description succincte du marché :
Fourniture et installation d'équipement audiovisuel, tel que :
– 29 projecteurs ;
– Plusieurs écrans de différentes tailles, avec supports ;
– 14 visualiser Full-HD ;
– 32 haut-parleurs pour PC ;
– 14 Headset sans câble avec micro ;
– 14 caméras Full HD ;
– Système audio Dolby-Surround pour salle de musique.
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.
La durée prévisible du marché est de 30 jours ouvrables à débiter au courant du 4^e trimestre 2021.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
25.01.2021

La version intégrale de l'avis n° 2100077 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 03.03.2021
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de chapes à exécuter dans l'intérêt de la construction d'un internat socio-familial à Dudelange

Description succincte du marché :
– Le présent marché comprend l'étude et la réalisation de fourniture et mise en œuvre de chapes ;
– Fourniture et mise en œuvre de pré-chapes, d'isolations et de chapes, y compris tous accessoires, réservations et armatures ;
– Travaux accessoires :
– Fourniture et mise en œuvre de baguettes, regards, siphons, paillasons.
La durée des travaux / des fournitures / des services est de 30 jours ouvrables, à

débiter le 2^{ème} semestre 2021.
Les travaux sont adjugés en bloc à prix unitaires.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
28.01.2021

La version intégrale de l'avis n° 2100034 peut être consultée sur www.marches-publics.lu



Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Services

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 04.03.2021
Heure : 10.00 heures

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Soumission relative aux services de modélisation digitale du bâtiment (BIM) dans l'intérêt de la Maison des Sciences humaines à Esch-Belval

Description succincte du marché :
Modélisation digitale de bâtiment (BIM)

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Les conditions de participation sont précisées au cahier des charges.

Réception des offres :
La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
28.01.2021

La version intégrale de l'avis n° 2100161 peut être consultée sur www.marches-publics.lu



Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Services

d'Letzebuurger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant et mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu), **Rédacteur en chef** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), **Rédaction** France Clarinval (48 57 57-26; fclarinval@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-35; ikurschat@land.lu), Luc Laboulle (48 57 57-28; llaboulle@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu), **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg Courrier Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Letzebuurger Land **Instagram** letzebuurger_land **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,50 € **Abonnement annuel** 160,00 € **Abonnement étudiant/e** 85,00 € **Comptes en banque** CCPLLULL: IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL: IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLLULL: IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEULL: IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL: IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXULL: IBAN LU59 0080 0484 9600 1003 **www.land.lu**

BANDE DESSINÉE

Une pépite zéro carat

Pablo Chimienti

Lupano et Cauuet, le duo star des *Vieux Fourneaux*, est de retour avec *L’Oreille bouchée*, un sixième tome toujours aussi drôle dans la forme que sérieux sur le fond. Direction la Guyane !

La série *Les Vieux fourneaux* ne cesse de surprendre, de faire rire, de porter un message ouvertement politique, dans le sens humaniste. Depuis 2014 et le premier album de la série, *Ceux qui restent*, les aventures d’Antoine, Pierre et Émile sont devenues un des grands phénomènes du marché des phylactères francophones avec des records de ventes, des prix à foison, un spin-off pour les plus petits (*Le Loup en slip*) qui cartonne et même une adaptation ciné, ratée celle-là.

C’est que le duo d’auteurs a trouvé le ton juste pour passer des messages on ne peut plus sérieux et actuels : la révolte, oui, mais une révolte à l’humour décapant. Après avoir lutté pendant des décennies, l’un, Antoine, dans le Tarn-et-Garonne, contre les capitaines d’industrie, les délocalisations dont ils sont fans et les tours de passe-passe comptables dont ils sont friands, l’autre, Pierrot, à Paris contre la gentrification de la ville, les abus de pouvoir en tout genre, les lobbyings sans scrupules ou la mise au ban des vieux et des étrangers, voici le trio en route vers la Guyane à l’initiative du troisième larron, Émile, l’aventurier-voyageur qui a plusieurs fois fait fortune et faillite dans différentes zones du Pacifique.

Un peu de tourisme est bien au programme lors de ce voyage à la fois intra-national et intercontinental, avec découverte de la faune et de la flore amazonienne ainsi que la visite de villages reculés auxquels

on ne peut accéder qu’en pirogue en remontant le Maroni, mais le but premier de ce long déplacement est avant tout politique et environnementaliste.

Le décor change, mais l’humour décapant des trois retraités demeure

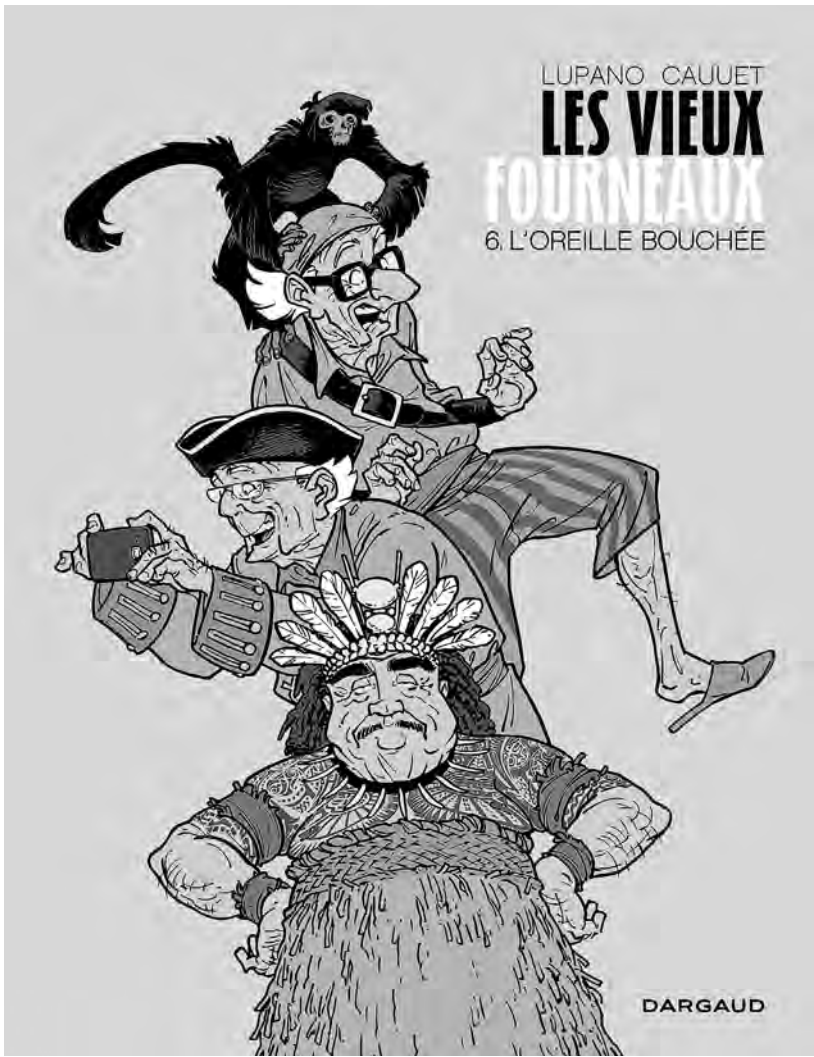
Pour Pierrot et Antoine qui n’ont jamais vraiment voyagé – si on laisse de côté leur périple italien lors du premier épisode de la série –, le dépaysement est total. Si le dernier profite de chaque découverte et de chaque rencontre avec les yeux d’un jeunot, le premier ne cesse de se plaindre et de grimacer.

Émile et son acolyte Errol leur ont donné rendez-vous à Apatou. Eux, ont fait le trajet dans le yacht privé de l’Australien amputé. En souvenir du bon vieux temps, quand ils chassaient les trésors sous-marins dans le Pacifique, mais aussi pour passer plus discrètement les douanes. C’est que les deux ont une idée certes illégale, mais totalement al-

truiste, en tête. Et l’or dont le sol guyanais est riche n’est pas étranger à tout cela.

Car cet or, qui a tant fait rêver les trois amis quand, jeunes, ils jouaient aux pirates et cachaient des trésors dans les petits bois du village, est bien souvent un poison pour les populations des zones dont il est extrait. « L’extraction de l’or est l’industrie la plus polluante au monde. Une bague d’or, c’est 20 tonnes de déchets toxiques » explique le scénariste, Wilfrid Lupano dans une interview données à *Loopsider*. « Pourtant, en avril dernier, le feu vert a été donné pour une nouvelle méga-mine en Guyane. On parle d’une fosse gigantesque d’1,5 km² et de 300 mètres de profondeur. On parle aussi de déforestation massive, de dégradation des sols, d’utilisation de produits hautement toxiques, comme le cyanure » précise-t-il après avoir effectué un voyage sur place. Scandalisé, l’auteur aurait pu écrire un pamphlet, il a préféré envoyer sur place ses trois personnages, pas trop loin des orpailleurs et des trous géants qu’ils laissent ci et là dans la forêt amazonienne, pour alerter l’opinion européenne sur ce désastre écologique et social.

Le tout, en restant fidèle à ses personnages, à leur récit et à l’ambiance de la série. Certes le décor change, mais l’humour décapant et sans concession des trois retraités demeure, tout comme leurs bons mots, leur taquinerie et leurs défauts qui les rendent tellement attachants.



Il sera également question tout au long des 56 pages de l’album, de « sagesse » policière, de fiche S, d’intolérance au libéralisme, de nature trop naturelle (pour un Parisien), d’un Kwata (singearaignée) fort affectueux, des îles Tonga, d’une ancienne prétendante de Pierrot, mais aussi d’anarchisme, de Piotr Kropotkine, de Gaston Couté ou encore de la chrématistique d’Aristote. Autrement dit du très sérieux bien mélangé à une bonne dose de déconnade. Une belle manière de déboucher

les oreilles et ouvrir les yeux sur ce que chaque bijou en or représente à l’autre bout de la chaîne de fabrication. *L’Oreille bouchée* est une véritable pépite... zéro carats. ●

Les Vieux Fourneaux, T6, *L’Oreille bouchée*, de Lupano et Cauuet, Dargaud. ISBN 978-2-5050-8336-8

LUXEMBURGENSIA

„Tränen bei einem älteren Mann sind keine Tränen, sondern Wunden, die nicht verheilen“

Claire Schmartz

Am Anfang der Geschichte dieses Romans steht die Begegnung mit einem merkwürdigen Mann: mit Dado, auch Sudo oder Šemsedin genannt. Er spricht Ismail Bjelokosa an: Er habe gehört, dieser habe ein Haus zu vermieten, das er selbst gebaut hat. Dado selbst und seine Familie haben keine Wohnung, sie sind Menschen ohne Adresse und würden gerne bei Ismail einziehen. Früher einmal, ja, da hatten sie ein eigenes Haus, doch sie haben es verkauft. (An einen Räuberhauptmann, munkt ein ehemaliger Nachbar.) Dados Familie, das sind seine Schwester, die „schöne Merima“, eine „darstellende Künstlerin“ und Sängerin, und seine Eltern. Dado bezeichnet sich selbst als „Jurist ohne Abschluss, genauer gesagt Richter“, und wenn er redet, klingt es, als würde er singen. Ismail hat Mitgefühl mit der Familie und lässt sie einziehen.

„Ismail hatte Verständnis für Leute, mit denen es das Schicksal nicht so gut meinte, weswegen sie im fortgeschrittenen Alter gezwungen waren, Zuflucht unter fremden Dächern zu suchen. Ismail Bjelokosa wusste nur zu gut, wie das war; auch er selbst hatte lange Jahre jenes Schicksal geteilt, in fremden Heimen hausen zu müssen. Der Versuch, sich bei jeder Gelegenheit mit seinem Wirt gut zu stellen – dem Hausbesitzer – verdirbt den Charakter ...“

Doch der Einzug der Familie Koh ist der Beginn einer sehr komplizierten Geschichte, denn die neuen Mieter stellen sich als wahre Störenfriede heraus, wie Ismails Nachbarn in dem muslimischen Dorf in Bosnien ihm nun vorwerfen. Nachts laufen sie nackt durch das hell beleuchtete Haus, beschimpfen Passanten und jagen sogar einmal einer Bettlerin hinterher, die es gewagt hat, an ihre Tür zu klopfen. Sie verlassen das Haus tagsüber nicht und vielleicht auch nicht nachts. Sie zünden Fackeln an und verfolgen sich gegenseitig schreiend. Niemand weiß genau, was zum Teufel in diese Familie gefahren ist. Man sagt, sie habe eine Bombe ins Haus gebracht, sie sei wahnsinnig, sagen andere. Es sei eine Krankheit, erklären Dritte, und da könne die Polizei nun mal nichts machen. Allmählich steigern sich die gegenseitigen Vorwürfe und das Gemunkel in der Nachbarschaft.

Menschen ohne Adresse ist ein bildlicher Roman voller Fragezeichen, den Faiz Softić auf Bosnisch verfasst hat. Der Autor wurde im Norden von Montenegro geboren, ist in Sarajevo aufgewachsen und hat schon früh angefangen, zu schreiben. Heute lebt er in Luxemburg und ist Chefredakteur der bosnisch- und französischsprachigen Zeitung *Bihor*. Während des

Bosnienkriegs lebte er in Sarajevo. An die Kriege auf dem Territorium des ehemaligen Jugoslawiens, die dieses Jahr in den literarischen Diskussionen infolge der Verleihung des Literaturnobelpreises an Peter Handke und des Deutschen Buchpreises an den aus Bosnien und Herzegowina stammenden Saša Stanišić neu und erneut verhandelt wurden, rührt auch Faiz Softićs literarisches Werk. Seine Texte wurden mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet und befinden sich auf dem Lehrplan von Bosnien und Herzegowina, Kosovo und der Region Sandžak.

Der Krieg ist zunächst nicht Teil des Romans, sondern wird später Thema, wenn wir die Nachbarn Ismails und ihre Familiengeschichten kennenlernen, in die immer wieder, wie auch in die Familie von Dado, plötzlich der Schaitan, der Teufel, einzuziehen scheint – ohne dass man versteht, woher die plötzlichen Gewaltausbrüche kommen. Es ist eine Parabel für einen Krieg in einer Familie, in einer Nachbarschaft, in dem großen Land, das Jugoslawien einmal war und das durch die unterschiedlichen Geschwister zerrissen wurde. Ein plötzlich ausbrechender Wahnsinn, der letztendlich in abscheuliche Gewalttaten mündete – und uns zeigt, wie Nachbarn zu Mör-

dern werden. Die Geschichte versucht nicht, linear zu erzählen, wer diese Leute sind und was genau passiert ist. Und noch weniger, wer Recht haben könnte. Man rätselt als Leser/in oft über die Beweggründe, aber das macht das Lesen erst zu einer Entdeckung: Wenn man sich seine eigenen Fragen stellen kann. Mit seinem sehr partikulären Thema und der interessanten Herangehensweise, der wundersamen Schilderung von Unverständlichem, mit merkwürdigen Figuren und unerhörten Begebenheiten, ist *Menschen ohne Adresse* ein spannendes Buch. Die Sprache ist allerdings anfangs etwas umständlich, der Erzählfluss holprig; man merkt dem Text die Übersetzung an. Allmählich wird die Geschichte flüssiger und leichter zu lesen, dennoch hätte ein gründlicheres Lektorat einige Schnitzer ausbügeln können und diesen spannenden, preisgekrönten Text nicht nur mehr Leser/innen zugänglich, sondern auch schmackhafter machen können. ●

Faiz Softić: *Menschen ohne Adresse*. Roman. Aus dem Bosnischen von Elvira Veselinović. Éditions Phi 2020. 128 Seiten. 17 Euro

04. – 07. FEBRUAR 2021

FESTIVAL DE PIANO

SCRIABINE+

WWW.FESTIVAL-PIANO.LU

ZALA KRAVOS — SEVERIN VON ECKARDSTEIN

PASCAL MEYER — HELENA BASILOVA

MARIA LETTBERG — BORIS GILTBURG

ANNA FEDEROVA — HÅKON AUSTBØ



Le respect du terroir est une des clés pour un bon vin

La vigne violentée

Yvan

« Un soir, l'âme du vin chantait dans les bouteilles :
Je sais combien il faut, sur la colline en flamme,
De peine, de sueur et de soleil cuisant
Pour engendrer ma vie et pour me donner l'âme. »

N'en déplaise au pauvre Baudelaire, du côté de Stadtbredimus la peine et la sueur appartiennent au passé, car comme le Wort l'a fièrement annoncé l'autre jour dans son article « Weg frei für zeitgemässen Weinbau » : si nos ancêtres devaient trimer 1 400 heures pour travailler un hectare de vigne, leurs enfants n'y consacrent plus que 400 heures. Grâce soit rendue aux bulldozers qui ont « apprivoisé » le vignoble en réduisant sa pente de 60 à 30 degrés. Mais si on a érigé quelques terrasses, on a surtout terrassé la nature et terrorisé le terroir. Or, c'est le terroir qui fait la personnalité du vin en permettant l'alchimie entre le travail du vigneron, l'exposition du vignoble, le choix du cépage et, bien évidemment, la nature du sol et de sa terre. Quelle soit d'argile, de schistes ou de calcaire, c'est elle qui fait l'âme du vin en lui transmettant, en un seul verre, ce que des siècles, voire des millénaires ont déposé, strate par strate, en son sein. Le vigneron est, en quelque sorte, le psychanalyste de sa vigne. Il doit, par son travail d'interprétation dans le vignoble et dans la cave, restituer la mémoire et donc la vérité de son terroir. Il fait aussi office de traducteur. Or celui-ci, tous les poètes le savent, se met humblement à l'écoute de l'œuvre qu'il transmet. On peut, bien sûr, remanier l'œuvre, le texte, le sol, la partition pour la débarrasser de ses aspérités et la rendre ainsi plus facilement intelligible, plus digeste, en quelque sorte, mais ce serait obéir au vieil adage italien : traduttore, traditore. Et c'est le crime, justement, que les terroiristes du remembrement ont commis.

En cette période d'après Noël, ces vinfidèles feraient bien de relire les évangiles, où Luc et Marc leur rappellent qu'ils ont reçu de leurs ancêtres les vignes en fermage. En en brisant la pierre, elle tombera sur eux et les écrasera, les avertissent-ils. Ces hérétiques récite-

raient avec bonheur encore le fameux poème de Gottfried Bürger où le père, sur son lit de mort, enjoint à ses fils d'aller chercher un trésor enfoui dans son vignoble. En trimant matin et soir, en travaillant de leurs mains la terre à la recherche de leur bonheur, les fils finiront par trouver l'or, à savoir la riche robe jaune du vin qu'a engendré le vignoble, fruit de toutes ces attentions. On dit que la vigne doit souffrir en enfonçant bien profondément ses racines dans une maigre terre pour en extraire toute la richesse. Est-ce trop demander aux vignerons de se montrer solidaires de ses plants en respectant le terroir, de le ménager au lieu de l'aménager ?

Un vin de caractère naît du subtil équilibre de la géologie de son sol qui mêle ici, des coteaux de Schengen aux pentes de Wasserbillig, la fraîcheur de l'argile aux propriétés filtrantes des pierres calcaires. Le bien nommé *Muschelkalk* porte la mémoire de la mer, mère de la vigne. C'est en quelque sorte la langue maternelle de l'Elbling et, dans une moindre mesure, du Riesling et autres Auxerrois et Pinot gris. En quelques coups de bulldozer cet équilibre ancestral a été détruit. En déplaçant l'argile, en le remplaçant par des citernes pour permettre l'arrosage, on a mis de l'eau dans son vin. Pas sûr qu'elle soit bénite. Pas sûr non plus qu'Ausone, le poète latin qui a voyagé en l'an 365 de Bordeaux à Trèves pour chanter la Moselle, puisse aujourd'hui encore laisser errer son regard « sur la longue chaîne de ces crêtes escarpées, sur ces rochers, ces coteaux au soleil avec leurs détours et renforcements qui s'élèvent, plantés de vignes, comme un amphithéâtre naturel. » Celui qui a laissé son nom à un des plus grands vins du monde avait pourtant pressenti (déjà) que le *Goldberg* et ses voisins, dans ces ignobles vignobles, allaient avoir peur de perdre leur hauteur : « vicinique timent decrescere montes ». ●

Stil

L'ENDROIT



The Gentleman Corner

Certains commerces ont mis le drapeau en berne, d'autres carrément la clé sous le paillason depuis le début de cette pandémie qui ne semble pas vouloir nous lâcher la grappe. La société Basics & Bespoke, qui vend des costumes pour le gentleman depuis 2004 dans la vieille ville, semble, quant à elle avoir le vent

en poupe. Après une première boutique de sur-mesure masculin The Chap à la rue du Marché-aux-Herbes, qui applique la tradition de l'élégance genre Saville Row à Londres, voilà que deux autres commerces s'ajoutent d'un coup. Le premier, à l'entrée du Théâtre des Capucins, propose à la femme ce que l'homme a déjà de son côté. Chez Chapette, on trouvera beaucoup de lainages, du tweed et des coupes basiques ou classiques. Le petit dernier, The Gentleman Corner fait dans l'accessoire essentiel de l'homme, à savoir la chaussure. Son petit intérieur de la rue de la Boucherie ne pourrait pas être plus british et les chaussures, fabriquées à la main, viennent en première ligne de Grande Bretagne, de maisons telles que Trickers, Foster & Son ou Sanders. On ajoute à ça quelques beaux modèles italiens ou espagnols, des chapeaux et des parapluies, et l'élégance de

Monsieur sera parfaite. À savoir que l'expression « gentleman corner » désigne un coin du talon qui a été enlevé par mesure de précaution pour le pas abimer le bas du pantalon (photo : GD). The Gentleman corner n'est ouvert que le samedi dans un premier temps. GD

LE CHANGEMENT

Le marché

Pour cause de lifting de la Place Guillaume, le marché bi-



hebdomadaire a été transféré vers la place devant ancienne poste centrale à Hamilius, avec des bras qui le prolongent vers le haut de la rue Aldringen ou vers la rue de la Poste. Tout cela pour une durée approximative de trois ans, le temps que la place voisine de la Place d'Armes, mais qui n'en a jamais eu le charme, puisse enfin rivaliser avec ce qu'on appelait jadis « le salon de la ville ». Curieusement, lorsqu'on se déplace dans ce nouvel environnement, on se demande si l'on ne s'y trouve pas plus à l'aise que dans le grand carré autour du « Willelem ». En parlant à l'un ou l'autre maraîcher, on remarquera que ce déplacement par nécessité n'est pas pour déplaire (photo : GD). Tout d'abord parce que, outre le parking à disposition, les bus et trams de la ville s'arrêtent pile-poil devant le centre du marché, ce qui évitera à beaucoup de citadins de recourir à leur

voiture. Ensuite parce qu'il y a des commerces très proches et qui sautent aux yeux, ce qui n'est pas le cas sur la place de la mairie qui n'offre à la vue que des brasseries. Hamilius invite plus à se balader dans les magasins avoisinants, vu leur proximité directe. Si l'on n'est pas forcément un grand fan de ce qu'on a payé très cher au sieur Foster, il faut dire que l'aménagement de la rue Aldringen, et nous ne faisons que le répéter, est un vrai succès. Et son mariage avec le marché nous ferait volontiers oublier l'emplacement précédent. GD

L'INITIATIVE

Là Pizza

On a connu le Renato Favaro avec le restaurant étoilé qui

portait son nom (et d'autres expériences oubliables). Puis le Favaro réaffirmant ses origines et déployant la simplicité de la cuisine italienne avec le Còmo (il tient au circonflexe qui évoque un toit pour confirmer qu'on y est reçu comme à la maison). La crise est évidemment passée par là, confirmant sa soif de simplicité, de convivialité, et de partage de choses simples. L'envie de faire des pizzas suit naturellement cette inclinaison. Après une phase de tests pour travailler la pâte, le temps de pousse, la cuisson, les produits, Là Pizza du Còmo (oui, encore des circonflexes) est née (photo : fc). Le chef n'oublie pas de se concentrer sur la qualité des produits avec un coulis de tomate fait maison avec deux types de tomates et du concentré réalisé à base de ses propres récoltes, de la mozzarella di Bufala, de l'origan de Sicile... La bonne idée est de la proposer précuite et congelée.



Cela évite les inconvénients des pizzas livrées déjà tiédies, ramollies par le carton et qui perdent leurs saveurs. On devra donc les réchauffer une dizaine de minutes dans un four très chaud. Coup de cœur pour la pizza *prosciutto e funghi* avec des champignons japonais bien croquants. fc



[illegible]

Das Virus und die Jugend

Ines Kurschat

Wie haben Jugendliche die Corona-Pandemie bisher erlebt, wie geht es ihnen psychisch und physisch mit den Schutzmaßnahmen, worauf verzichten sie und fällt ihnen das schwer, wollte das *Land* von ihnen wissen. Ziel war es, einen realistischen Eindruck zu bekommen, wie es Jungen und Mädchen in Luxemburg geht – indem wir sie selbst fragten. Wir danken daher an dieser Stelle all denen, die mitgemacht haben!

Die gute Nachricht: Nicht alle haben die Pandemie und die damit verbundenen Auflagen schwer genommen oder sind daran verzweifelt. Zumindest im ersten *Lockdown* war das für viele so. Inzwischen jedoch hält der gesellschaftliche Ausnahmezustand schon fast ein Jahr an und zerrt zunehmend an unserer aller Nerven. Eine gewisse Pandemiemüdigkeit schleicht sich ein. Zwar ist ein Impfstoff unterwegs, aber bis der die Jüngeren erreicht, wird es noch eine Weile dauern. Und mit der Verbreitung noch ansteckenderer Varianten von Sars-CoV-2 sieht es so aus, als würden uns Virus und Sonderbestimmungen bis weit in den Sommer begleiten. Das heißt: weiterhin Maske auf, Abstand halten und Kontakte reduzieren.

Das ist viel verlangt. Für keine Gruppe ist der Einschnitt in den Alltag so tief gewesen wie für die Jugend. Die Senioren durften nicht raus, mussten Besuche und Ausflüge einschränken, weil für sie das Risiko an einer

Covid-19-Infektion tödlich zu erkranken, am größten ist. Sie gehören zu den ersten, die nun geimpft werden sollen.

Aber die Jungen mussten sich ebenfalls sehr einschränken und für sie ist das eine Riesenherausforderung. Zum einen ist die Jugend die Zeit, um Neues zu entdecken, Freund/innen zu treffen oder neue kennenzulernen. Konzerte, Partys, sich auszuprobieren.

Das geht nur sehr eingeschränkt. Stattdessen wurde ihnen ein Riesen-Verzichtsprogramm auferlegt, die Kontaktbeschränkungen, die Umstellung von Schule und Uni auf abwechselnd Präsenz-Unterricht und (oft monotones) *Online-Learning* sowie die reduzierten Freizeitangebote dürften dabei die Auflagen gewesen sein, die für die Jungen und Mädchen am härtesten waren.

Und dann die Ungewissheit, was nach Corona kommt: Werden die Lerndefizite, die das Pandemiejahr für nicht wenige gebracht haben wird, aufgefangen werden? Werden die Jugendlichen ihre Lehre trotzdem wie gewohnt mit einem anerkannten Diplom abschließen und später Arbeit finden? Diese Probleme muss die Politik zügig angehen, um nicht noch mehr Arbeitslosigkeit und Armut zu riskieren. Das sind wir Erwachsenen der Jugend, die auf vieles verzichtet, schuldig.

Index

23

Jugend im Wartezimmer

Für Jugendliche ist die Pandemie ein Rieseneinschnitt
Ines Kurschat

24

„Weniger Jugendliche melden sich. Das macht uns Sorgen“

Mit der Direktorin des Centre psycho-social et d'accompagnement scolaire, Nathalie Keipes, im Gespräch
Fragen: Ines Kurschat

25

Stark und verletztlich zugleich

Unel-Sprecherin Estelle Née über die Herausforderungen, die Corona für Schüler/innen und Student/innen bedeutet
Ines Kurschat

Une jeunesse inquiète

Témoignages comment le coronavirus affecte la vie sociale et la santé mentale des jeunes
France Clarinval

26

Million dollar babies

L'argent de poche, un vecteur de fidélisation cher aux banques
Pierre Sorlut

„The mazk I've been wearing“

Wie der luxemburgische Rapper Maz den *Lockdown* erlebt
Ines Kurschat

27

Langeweile? Nichts zu tun?

Nachrichten und Tipps für Jugendliche im Corona-Frust
Ines Kurschat

28

Life goes on

K-Pop, Kochen und Ikebana gegen die Monotonie
Ines Kurschat

(Fast) Allein zu Haus

Wohngemeinschaft ist nicht gleich Geselligkeit
Ines Kurschat

Coordination : Ines Kurschat
Photos : Sven Becker





Lost heißt das Jugendwort von Langenscheidt für das Jahr 2020. Aber bevor jetzt alle mit dem Kopf nicken und sagen, passt schon – damit ist nicht die *Lost Covid-Kids*-Generation gemeint, die Politiker/innen oder Jugendforscher/innen gerade als Schreckensgespenst an die Wand malen. *Lost* wird von Jugendlichen genutzt, um zu beschreiben, wenn sie keine Peilung, keine Ahnung haben. Wenn jemand etwas nicht mitbekommen hat und dann *lost*, verloren und ohne Plan ist.

Trotzdem: Irgendwie passt das Wort in diese Pandemie-Zeit, denn gerade für junge Menschen fühlt sich das vergangene Corona-Jahr, das viele aufgrund der Schutzmaßnahmen zuhause bei den Eltern verbracht haben, als *lost* an. Verloren haben sie die Schule, die Universität, Konzerte, Partys, ihren Sport – und alles das, was ein Jugendleben eben so ausmacht. Manche fühlten sich angesichts dessen, was da über sie hereinbrach, planlos, fanden sich nicht zurecht zwischen *Lockdown* und Pseudo-Alltag.

Erwachsene mögen schimpfen, aber Party feiern und Ausgehen ist wichtig für die Persönlichkeitsentwicklung. „Das Feiern ist die Börse der Jugend, um soziale Kontakte zu knüpfen“, sagt Sascha Neumann, Pädagogikprofessor an der Uni Tübingen. Die jetzt wegen Corona wegfällt. Freund/innen zu treffen, sich auszuprobieren und Grenzen zu testen, gehöre „zu den Ausdrucksformen dieser Lebensphase“. „So gesehen trifft die Krise die Jungen härter als die Alten“, findet Neumann. Die ältere Generation müsse sich zurückziehen, Vorsicht walten lassen, um sich nicht anzustecken. Ansonsten geht das Leben für sie fast normal weiter. „Für die Jugend ist die Pandemie ein Rieseneinschnitt, der Auswirkungen auf die Schule, die Freizeit, also ihr ganzes Leben hat.“

50 Prozent der Jugendlichen, so die *Covid-Kids*-Studie der Uni Luxemburg, an der sich Sascha Neumann beteiligt hatte, seien wegen der Pandemie besorgt. Sie ängstigen sich nicht nur um ihre Gesundheit und die ihrer Familien und Freunde. Sie machen sich Sorgen um die Zukunft nach der Pandemie. Bevor das Virus alle Normalität gesprengt hat und die Bevölkerung von mal stärkeren Schutzmaßnahmen zu schwächeren und zurück wechselte – je nachdem, wie sich die Infektionszahlen entwickelten – waren die mittlerweile 18-jährige Aktivistin Greta Thunberg und der Klimawandel Thema Nummer eins der Jugend. Im Wettbewerb *Jeune Journaliste* zum Thema Klima von Erziehungsministerium, Zentrum für politisch Bildung und Presserat berichteten Jugendliche aller Altersstufen, wie sie sich auf *Friday for Future*-Demonstrationen politisierten, analysierten in ihren Beiträgen, was sie in ihrem bescheidenen Umfeld tun könnten, um Müllberge zu reduzieren und den Raubbau an der Natur zu bremsen.

Es mutet fast bitter-ironisch an, dass gleich mehrere Einsendungen den üppigen Lebensstil mit exzessiven Flügen in ferne Länder problematisierten. Hier

waren die Einschnitte im Corona-Alltag besonders spürbar: Wegen dem Reiseverbot während der ersten Infektionswelle und dem anhaltenden Ansteckungsrisiko wurde vergangenes Jahr deutlich weniger geflogen und mit dem Auto gefahren: Die Messstation am Findel meldete Traumwerte emissionsfreier Luft.

Und trotzdem antworten viele auf die Frage, was ihnen im vergangenen Jahr am meisten gefehlt hat, neben dem Ausgehen, Party-Feiern und Konzerte besuchen das Reisen in ferne Länder. So sehr ist es selbstverständlicher Bestandteil des westlichen Lebensstils. Dabei geht es nicht nur darum, aus dem Alltagstrott auszubrechen, sondern andere Menschen zu treffen und Kulturen zu entdecken. Digitale Plattformen, das Surfen im weltweiten Internet und der Austausch über *Snapchat*, *TikTok*, *Instagram* und via Webcam können das menschliche Miteinander nicht ersetzen, etwas, das auch der Bildungsminister Claude Meisch (DP) einsieht.

Beim ersten *Lockdown* hatten die Schulen von heute auf morgen auf Digitalisierung umschalten müssen. Und auch wenn die Versorgung mit IT-Infrastruktur und Computern beziehungsweise Tablets hierzulande besser ist als in den meisten europäischen Ländern und sich das Bildungsministerium per Kraftakt und in Nachschichten bemühte, die *Homeschooling*-Plattform *schooldoheim.lu* aufzubauen und Lizenzen zu kaufen, damit tausende Schüler/innen Französisch, Mathe oder Geografie in den Wochen des *Lockdown* via App und

sehr zufrieden gewesen zu sein, aber nur 67 Prozent waren das während des *Lockdown*. Offenbar lag das auch an den Lernbedingungen: Die befragten Kinder und Jugendlichen mochten den Inhalt der Schulaufgaben nicht besonders, die sie während des *Lockdown* zu erledigen hatten: Zu viele Hausaufgaben, oft monotone Wiederholungsaufgaben, deren pädagogischer Wert fraglich ist, dagegen kaum Aufgaben, wo die eigene Kreativität gefordert war. „Im Sommer wurde versäumt, hier nachzubessern“, sagt Pädagogikprofessor Sascha Neumann.

Bildschirm lernen konnten: Viele Lehrer/innen und Schüler/innen waren nicht aufs virtuelle Lernen vorbereitet und eher nicht in der Lage, über Visio-Kanal dieselbe Qualität des Lernens herzustellen, wie sie es vielleicht im Klassenzimmer haben.

Das bestätigte die Studie *Covid-Kids* der Uni Luxemburg. 96 Prozent der Teilnehmenden gaben an, vor der Pandemie mit ihrem Leben zufrieden oder

Ältere Schüler/innen, mit denen das *Land* für diese Beilage gesprochen hat, bemängelten vor allem die fehlende Interaktivität: Wer während eines Online-Kurses nicht zuhören will, kann sich unbemerkt ausklinken, anderes nebenher machen. Wenn die Mutter und Vater arbeiten und Netflix oder das neueste Videospiel locken, muss jemand sehr diszipliniert sein und schon eigenständig lernen können, um bei der Stange zu bleiben. Oder Eltern haben, die ihm oder ihr unter die Arme greifen und zum Lernen anhalten.

Eben das haben viele Kinder und Jugendliche in Luxemburg nicht: Die Wohnung ist eng und laut, die Internetleitung überlastet, manche teilen sich ein Zimmer mit den Geschwistern. Wieder andere sind acht Stunden unbeaufsichtigt, weil Vater und Mutter zur Arbeit müssen, um das Geld für den Lebensunterhalt zu verdienen. Und müssen sich selbst motivieren, die Hausaufgaben zu machen.

Erziehungsminister Claude Meisch hatte im Juli, nach dem ersten *Lockdown* beteuert, das Abitur, das die Examensschüler/innen bestanden hatten, sei vollwertig – inzwischen warnt auch er auf Pressekonzferenzen vor einer „Corona-Generation“, die aufgrund des Ausnahmezustands Lerndefizite anhäuft. Bildungsexperten gehen davon aus, dass sich die Schere zwischen sozial benachteiligten ärmeren Familien und den besser gestellten wegen Corona weiter geöffnet hat. Das ist alarmierend, denn Luxemburg war schon ohne die Pandemie europäisches Schlusslicht, wenn es um Bildungsgerechtigkeit und gleiche Bildungschancen geht.

Bisher hat man dazu aus dem Ministerium nicht viel gehört, außer dass der Bildungsminister sein Beharren darauf, die Schulen trotz steigender Infektionszahlen so lange wie möglich geöffnet zu halten, stets mit der Sorge um sich weiter verschlechternde Bildungschancen begründete.

Bisher jedoch wartet die Öffentlichkeit vergeblich auf eine Analyse, was für Folgen Covid-19 konkret für Kinder und Jugendliche hat und was gegen corona-bedingte Leistungsdefizite, Lernfrust und Schulfremdung unternommen werden kann. Unbestreitbar ist: An Luxemburg Schulen hat im vergangenen Jahr kaum regelhafter Unterricht stattgefunden, egal wie sehr die Politik versucht hat, an einer Normalität festzuhalten und wie sehr sich Schulen und Lehrer/innen eingesetzt haben, um eben diese Defizite so weit wie möglich aufzufangen: Durch das Coronavirus fielen immer wieder Lehrer/innen und Schüler/innen aus, weil sie, ein Kollege oder eine Klassenkameradin sich angesteckt hatten, sie in Quarantäne mussten und nicht sogleich Ersatz da war. An einen normalen Unterricht war unter diesen Bedingungen nicht zu denken. Und das ist niemandem vorzuwerfen.

Immerhin einen – unerwarteten – positiven Nebeneffekt dürfte die Pandemie gehabt haben haben: Viele Schulen, Lehrer/innen, aber auch Schüler/innen, waren vor der Pandemie in punkto digitales Klassenzimmer und Online-Kompetenz nicht sehr fortgeschritten. Manche hatten wohl Tablets, aber diese pädagogisch sinnvoll einzusetzen, dafür fehlte die Praxis. Die Entwicklung wurde durch das Coronavirus enorm beschleunigt. Zugleich tritt ein anderer Lerneffekt ein: Diejenigen, die bislang unkritisch Hymnen auf die Digitalisierung gesungen haben, dürften spätestens jetzt erkannt haben, dass Videochat und Online-Lernplattformen das Miteinander und den direkten Austausch nicht ersetzen. Lernen bedeutet nicht nur, Wissen anzuhäufen, Formeln und Inhalte auswendig zu lernen, sondern beansprucht alle Sinne und benötigt ein Gegenüber, soll es auf Dauer Spaß machen. Erst im Austausch mit den anderen, lernen wir, lassen wir uns motivieren und inspirieren. Ohne das sind alle – Erwachsene und Jugendliche gleichermaßen – ganz einfach: *lost*. ●

Jugend im Wartezimmer

Ines Kurschat

Für Kinder und Jugendliche sei die Pandemie „ein Rieseneinschnitt“, der Auswirkungen auf ihr ganzes Leben habe, warnt Pädagogikprofessor Sascha Neumann



Nathalie Keipes, Direktorin des schulpyschologischen Dienstes und der Jugendabteilung im Erziehungsministerium



Sven Becker



Funktioniert das schulpyschologische Angebot in den Schulen jetzt wieder normal?

Nein. Wir arbeiten weiterhin eingeschränkt und nehmen uns vorrangig Zeit für die akuten Fälle. Wichtig wäre, dass die außerschulischen Aktivitäten, die jetzt noch angeboten werden, weiterlaufen. Weil gerade die wichtig sind, um den Kontakt zu den Jungen und Mädchen aufzunehmen und Vertrauen aufzubauen.

Wie gut schätzen Sie den Zugang Ihrer Dienste zu den Kindern und Jugendlichen ein? Gibt es Schüler/innen, die Sie gar nicht erreichen?

Es sind insgesamt weniger Jugendliche, die sich bei uns melden. Die, die kommen, haben oftmals bereits Symptome entwickelt. Wie gut wir trotz Corona die Schüler erreichen können und konnten, wird sich, fürchte ich, erst zeigen. Wir versuchen aber, kontinuierlich unseren Zugang zu verbessern.

Tatsächlich existiert nach wie vor kein regulärer Unterricht, sondern Schulen funktionieren mit A/B-Wochen. Vieles läuft virtuell. Sind Ihre Beratungsangebote auch virtuell?

Wir haben viel Kontakt über Telefon, machen aber auch Präsenzberatung. Wir überlegen jetzt, was wir tun können, um die Kinder und Jugendlichen besser zu erreichen. Die psychologischen Dienste innerhalb der Schulen sollten vielleicht verstärkt in die Klassen gehen oder sich überlegen, wie sie in der Schule einen niedrighschwelligen Zugang zur Beratung anbieten können.

In der Schule sind Ihre Mitarbeiter meist in einem Extrasaal oder Flügel untergebracht, die Jugendliche, die das wünschen, aufsuchen. Andere werden vom Lehrpersonal oder der Direktion geschickt.

Ja. Diese Struktur müssen wir überdenken, wenn wir die Kinder im Lockdown erreichen wollen. Vielleicht müssen wir uns umorientieren von eher klassischen Komm-Strukturen zu aufsuchenden. Lehrer sollten geschult sein, Zeichen mentaler Not zu lesen – dann können wir einschreiten. An solchen Weiterbildungsangeboten feilen wir jetzt.

Lehrer sind als Ansprechpersonen wichtig, wenn es darum geht, Vernachlässigung und Missbrauch zu detektieren. Wie kann das unter Coronabedingungen gehen?

Wichtig ist, eine aufmerksame Haltung einzunehmen, den Schülern zuzuhören, Gesprächsangebote zu machen und auch kleine Alarmsignale mitzubekommen. Oder nachzufragen, wie es einem Schüler daheim geht, wenn man merkt, er wirkt bedrückt.

Als der erste Lockdown verkündet wurde, hat das Bildungsministerium eine Hotline eingerichtet, an die sich Eltern und auch Schülern, die Fragen oder Sorgen hatten, wenden konnten. Wurde sie viel genutzt?

Am Anfang schon, später wurde es deutlich weniger. Einige wollten psychologischen Rat, andere eher Tipps zum Lernen. Tatsächlich stehen auch Eltern unter Druck: durch das Homeoffice, durch Homeschooling. Das alles unter einen Hut zu bekommen, hat sicher viele überfordert.

Gibt es Lehren, die Sie und Ihre Mitarbeiter/innen aus der Corona-Pandemie für Ihre Arbeit schon jetzt gezogen haben?

Wir waren viel mit der organisatorischen Bewältigung der Krise beschäftigt und müssen verstärkt schauen, was Corona für das Wohlbefinden der Jugendlichen bedeutet – und wie wir ihre Lage konkret verbessern können. Die Schule ist nicht nur ein Lernort, sondern auch ein Lebensort. Es gelingt uns sehr viel schwerer, diese Räume ins Virtuelle zu übertragen. Darin liegen vielleicht die Grenzen, wenn wir uns nur auf die Digitalisierung fokussieren.

Mehrere Studien analysieren, wie sich das mentale Wohlbefinden der Jugendlichen durch die Pandemie verändert hat. Gibt es da ein neues Bewusstsein?

Ich denke schon, dass die Krise ein Treiber ist, um sich verstärkt Gedanken um die mentale Gesundheit unserer Kinder und Jugendlichen zu machen und das Thema zu enttabuisieren. Es kann nicht sein, dass wir verunsichert sind, den anderen zu fragen: Wie geht es Dir? Insgesamt wäre es schön, wenn wir unsere Strukturen, und speziell die Schulen, jugendfreundlicher und ganzheitlicher gestalten würden. Wir sind uns aber bewusst, dass diese Ziele langfristig angegangen werden müssen ●

„Weniger Jugendliche melden sich. Das macht uns Sorgen“

Interview: Ines Kurschat

Was macht die Corona-Pandemie mit der Jugend? Wie ihr helfen?

Der Lockdown hat viele Kinder und Jugendliche erschüttert und aus ihrem gewohnten Alltag gerissen, stellt eine Studie Covid-Kids der Uni Luxemburg und der Unesco fest. Die Coronabeschränkungen treffen die Jugend besonders hart. Sie konnten Freunde nicht wie sonst sehen, sondern mussten Verzicht üben und Abstand halten. d'Land sprach mit der Direktorin des Centre psycho-social et d'accompagnement scolaire und des Service de la jeunesse, Nathalie Keipes, über das Wohlbefinden der Jugendlichen während der Corona-Pandemie und was Erwachsene für sie tun können.

d'Lëtzebuurger Land: Überall wird von der Corona-Generation gesprochen, wenn es um Kinder und Jugendliche in der Pandemie geht. Machen Sie sich Sorgen?

Nathalie Keipes: Ja. Wir machen uns wirklich Sorgen. Wir stellen fest, dass weniger Jugendliche zu uns kommen. Und die, die kommen, haben ernste Probleme und brauchen mehr Beratung.

Manche Politiker/innen sprechen bereits von einer verlorenen Generation.

Ich finde die Bezeichnung unglücklich, denn sie klingt nach Hoffnungslosigkeit und entmündigt die Betroffenen. Wir wollen Perspektiven aufzeigen.

Mit welchen Problemen kommen die Jugendlichen zu Ihnen?

Viele kommen mit Ängsten oder regelrechten Angststörungen zu uns. Die Isolation setzt ih-

nen zu. Andere fürchten sich, wieder in die Schule zu gehen und trauen sich nach fast vier Wochen ohne Unterricht nicht, in Kontakt zu treten, haben Versagensängste. Außerdem stellen wir fest, dass viele Kinder grundsätzliche Fragen oder Zweifel haben, was der Sinn des Lebens ist, wo ihr Platz ist in der Welt.

Eine Schülervertreterin sagte d'Land: „Wir sind auch eine Risikogruppe, nur nicht im medizinischen Sinne.“ Stimmt es, dass die Jungen es vielleicht sogar schwer haben als die Alten?

Die Jugend ist eine Phase des Übergangs, in der sich Jungen und Mädchen ausprobieren, sich an Erfahrungen und auch an Mitmenschen reiben. Das geschieht hauptsächlich mit den Freunden, aber nicht nur. Wegen Corona sind die sozialen Kontakte aber nur sehr eingeschränkt möglich. Der Sport, die Freizeitaktivitäten – das meiste, was Ausgleich gibt, ist weggefallen.

Stattdessen sind viele zuhause in den Familien.

Ja. Und da spitzen sich Konflikte zu. Weil man sich schlechter aus dem Weg gehen kann. Das gilt auch für die Erwachsenen. Wenn die Möglichkeit, rauszugehen, fehlt, wirken Mitmenschen wie ein Spiegel: Man ist seinen Stärken und Schwächen stärker ausgesetzt. Wir werben in unseren Beratungen für mehr gegenseitiges Verständnis.

In den Medien dominiert oft das Bild einer hedonistischen, rücksichtslosen Jugend, die trotz Corona lieber feiert.

Soziale Kontakte bei Jugendlichen bedeuten Freundschaften, Liebe, Sexualität – und auch

Party. Das ist ein Raum, wo erfahrungsgemäß experimentiert wird, wo junge Menschen Risiken eingehen, sich austesten und auch mal über die Stränge schlagen. Aber das ist

„Die Jugend wird seit jeher kritisiert. Aber stigmatisieren hilft nicht. (...) Ihre Ausdrucksmöglichkeiten sind wegen Corona beschränkt. Manche leiden sehr darunter“

ein wichtiger Lernprozess. Die Jugend wurde schon vor der Corona-Pandemie kritisiert als laut, egoistisch oder rücksichtslos. Aber sie jetzt zu stigmatisieren, hilft nicht und erhöht nur den Druck. Wegen Corona sind ihre Ausdrucksmöglichkeiten beschränkt, und nicht wenige leiden sehr darunter.

Wie kann ihnen geholfen werden? Zumal sie weniger in der Schule sind und daher weniger Zugang zu den Schulpyscholog/innen haben.

Die Psychologen in der Schule oder auch die Erzieher in den Jugendhäusern sind die erste Anlaufstelle. Darüber hinaus wollen wir die Lehrer verstärkt einbinden: Sie sind oft die ersten, die Zeichen lesen. Dafür haben wir jetzt einen Leitfaden entwickelt, um auf die Wichtigkeit der beobachtenden Haltung aufmerksam zu machen, Wege für Gespräche aufzuzeigen und weitere Anlaufstellen für Kinder in Not zu nennen.

Im Herbst erzählten uns mehrere Schulleitungen, viele Schulpyschologen seien ins schulinterne Tracing eingespannt und könnten deshalb kaum Jugendliche sehen.

Es ist gut, dass die Schule ins Tracing eingebunden ist, die Cepas-Mitarbeiter haben in der Tat oft den ersten Kontakt mit den Eltern bei Covid-Verdachtsfällen übernommen. Es stimmt aber, dass wir im Dezember einen Höhepunkt erreicht hatten, wo die Mitarbeiter einer Dauerbelastung, auch über die Wochenenden, ausgesetzt waren und gewisse Angebote hauptsächlich in der Prävention nicht mehr stattfinden konnten.

Stark und verletzlich zugleich

Ines Kurschat

Estelle Née bricht eine Lanze für ihre Generation. Die sei in Luxemburg sehr diszipliniert gewesen

Die Unel ist so aufgebaut, dass Pressesprecher da für da sind, die Unel extern zu repräsentieren, steht in der Mail, als das *Land* ein Interview bei Luxemburgs Schüler- und Studentenvertretung anfragt. Wie bei den Profis vereinbaren wir einen Termin und etwas später sitzt Estelle Née im Visio-Chat. Die Jura-Studentin der Universität Luxemburg ist das junge Gesicht, dass die Anliegen der Unel nach außen vertritt.

„Ich kann mich nicht über Arbeit beklagen“, sagt die 21-Jährige und lacht. Derzeit wohnt sie zuhause, diese Woche hatte sie Prüfungen an der Uni, für die sie lernen musste, so wie viele ihrer Kommiliton/innen auch. Lernen unter erschwerten Bedingungen. „Die Bibliotheken hatten im *Lockdown* geschlossen.“ Von der Recherche, über Kurse bis zu Prüfungen, fast alles online. „Wir hatten es hier noch gut, andere Länder und Regionen sind digital schlechter ausgestattet“, bemerkt die Unel-Sprecherin.

Immerhin: Die Prüfungen fanden ohne Online-Aufsicht statt. Im vergangenen Frühjahr hatte die Idee der Uni Luxemburg, Studierende im Examen per Prüfungs-App überwachen zu wollen, für Aufregung gesorgt. Die App konnte offenbar nicht nur erfassen, was ein/e Studierende/r auf dem Computer für Programme während eines Examens geöffnet hatte, sondern hat das WG-Zimmer oder die Bude daheim über 360-Grad-Webkamera abgescannt, um beispielsweise unerlaubte Hilfsmittel zu finden. „Wir hatten erhebliche datenschutzrechtliche Bedenken, und glücklicherweise waren wir nicht alleine“, erinnert sich Née. Schnell wurde die Politik auf die Problematik aufmerksam. Weil die nationale Datenschutzkommission CNPD die App noch nicht überprüft und genehmigt hatte, wurde das Ansinnen von der Uni vorerst fallen gelassen. „Es gibt Alternativen, zum Beispiel können Studierende über Visiokonferenz mündlich abgefragt werden“, findet Née.

Corona war für sie und ihre Kolleg/innen das alles dominierende Thema im vergangenen Jahr: „Es gab praktisch nichts anderes.“ Vorlesungen, die sonst im Hörsaal stattfanden, werden nun in hybriden Formaten gehalten: teils daheim am Schreibtisch im Internet, teils an der Uni im Hörsaal. Dann mit Mund-Nasen-Schutz und unter Einhaltung des Sicherheitsabstands. Trotzdem wurden auch bei Née Komiliton/innen krank. „Glücklicherweise waren wir in mehrere Lerngruppen aufgeteilt. So fielen dann nicht gleich alle aus.“

In den Schulen gelang es etwas länger, den Anschein von Normalität zu wahren. Den Anschein, wohlgeordnet. Denn wohl begann der Unterricht nach den Sommerferien wie üblich, aber von Lernen laut Lehrplan konnte dennoch keine Rede sein. „Wir machen uns echt Sorgen, dass Schüler den Anschluss verloren haben könnten“, sagt Unel-Sprecherin Née. Es ist inzwischen „ein komplettes Semester“, dass reguläre Kurse ausgefallen seien. Die Unileitung hatte, nachdem sich das Coronavirus unter Studierenden verbreitete, es den Professoren überlassen, ob sie zu Präsenz-Vorlesungen zurückkehren wollten. Nicht wenige entschieden sich dagegen. Was bedeutete, dass viele Studierende für sich daheim lernen mussten.

Estelle Née hat den Schulminister noch imer nicht getroffen

Trotz *Lockdown* und eingeschränkten Kontaktmöglichkeiten gab es für die Studierendenorganisation allerhand zu tun. Immer wieder hatte sich die Unel im vergangenen Jahr zu Wort gemeldet, über die sozialen Netzwerke oder über die klassischen Medien: Als der Premierminister Xavier Bettel (DP) am 18. März den Notstand ausrief, hatte die Schülervertretung die Ausgangsbeschränkungen begrüßt, ebenso Bildungsminister Claude Meisch (DP) für das schnelle Handeln gelobt. Mit dem ersten *Lockdown* gelang es, die Infektionszahlen rasch zu drücken. Im Erziehungsministerium arbeiteten Beamte Tag und Nacht, um Online-Unterrichtsmaterialien auf die Webseite *shouldoheim.lu* hochzuladen.

Eine Hotline wurde eingerichtet, sowohl für Eltern und Schüler/innen, die sich mit dem landesweit angeordneten *Homeschooling* nicht zurechtfinden. Und für jene, die die Umstellung psychisch nicht gut verkrafteten (siehe S. 24). „Vielleicht hat die Krise dazu beigetragen, das psychische Wohlbefinden der Jugend stärker in den Fokus zu rücken“, hofft Estelle Née. „Es ist nie schwach, sich Hilfe zu holen, wenn man sie braucht“, sagt sie mit Blick auf die Hilfs-An-

gebote, die Schulen ausweiteten. Der schulpсихologische Dienst Cepas wurde umgebaut und setzte verstärkt auf Online-Beratung, um mit gefährdeten Jugendlichen in Kontakt zu bleiben. Allerdings berichteten dem *Land* während des zweiten *Lockdown* im Dezember, als die Infektionszahlen wieder anzogen, weil das Virus auch in den Schulen grassierte, Direktionen davon, das Cepas-Personal käme wegen des Tracing der schulinternen Covid-19-Fälle gar nicht dazu, seiner Kernaufgabe, der Beratung, nachzugehen. „Da hatten wir keinen Einblick, aber dass die psychologische Unterstützung unter fachfremden Aufgaben leidet, geht gar nicht“, sagt Née.

Mit der guten Figur, die die Politik noch zu Beginn der Pandemie im Krisenmanagement laut Unel gemacht hatte, war es spätestens im September vorbei: Bei der zweiten Infektionswelle waren es widersprüchliche Zahlen zu den Covid-Fällen und die Diskrepanz zwischen den beschwichtigenden Erzählungen von Erziehungsminister Meisch und den Erlebnissen der Schüler/innen, die die Studierenden-Organisation auf die Palme brachten. Sie war mit der Einschätzung nicht allein: Auch die Lehrer-gewerkschaften und Eltern berichteten von einem heillosen Durcheinander beim Tracing und Testen – während der Bildungsminister immer noch darauf beharrte, alles unter Kontrolle zu haben. Der letzte ausführliche Covid-19-Schulbericht zeigt im Rückblick einen exponentiellen Verlauf des Infektionsgeschehen Ende Oktober, Anfang November.

Wie die Lehrergewerkschaft SEW-OGBL, mit der die Unel in der Vergangenheit schon zusammen-gearbeitet hat, fühlten sich die Schüler/innen nicht ausreichend in die Planung des Krisenmanagements eingebunden. Um den Druck zu erhöhen, schrieb die Unel gemeinsam mit der Schülervertretung Cnel und dem SEW mehrere Briefe an den zuständigen Minister: In einem prangerten sie die fehlende Kohärenz und Transparenz der Sicherheitsmaßnahmen an und forderten beispielsweise bessere Lüftungssysteme in den Klassenräumen. In einem weiteren verlangen sie „einheitliche und klare Kriterien“ für alle Sekundarschulen in Bezug auf die A/B-Einteilung der Abschlussjahrgänge sowie „eine kohärente, einheitliche Strategie“ in Bezug auf die möglichen Covid-bedingten Kürzungen der Lehrpläne. Der Minister hatte dies zu planen den Schulen weitgehend selbst überlassen. Unel und Cnel betonten: Da die Abschlussjahrgänge ein nationales Abschlussexamen bestehen müssen, sei „die Chancengleichheit nur gewährt, wenn an al-



Estelle Née ist die Sprecherin der Unel

len Schulen einheitliche Kriterien“ in Bezug auf die A/B-Einteilung der Abschlussklassen gelten.

„Wir machen uns natürlich Sorge um die Vergleichbarkeit und über den Wert der Abschlüsse“, betont Estelle Née. Was die Studierenden betrifft, ist sie sich relativ sicher: „Ein Jahr unter diesen Ausnahmebedingungen hat wahrscheinlich zu Wissenslücken geführt.“ Studienkolleg/innen seien verunsichert, weil sie nicht wüssten, wie groß die Lerndefizite sind und wie sie sich auf ihr Studium auswirken werden.

Das Fass zum Überlaufen brachten schließlich zwei Gesetzesvorhaben, die Bildungsminister Claude Meisch während der Pause in den Sommerferien hinterlegt hatte und die, aus Sicht der Unel und des SEW, die Privatisierung in den Schulen vorantreiben (*d'Land* vom 30.10.2020 berichtete davon). Die klammheimliche Art kam gar nicht gut an und verstärkte den Eindruck, der Minister wolle die Gewerkschaften und Betroffenen umgehen.

„Wir haben den Bildungsminister mehrfach um eine Unterredung gebeten. Ich habe ihn bis heute nicht getroffen“, erzählt Estelle Née. So viel zur viel beschworenen Partnerschaft und den Konsultationen, die angeblich mit allen Partnern stattgefunden haben sollen. Offenbar zählt die Meinung der Schüler und Studierenden nicht so viel.

Dabei geht die Pandemie mit ihren tiefgreifenden Einschränkungen und Auflagen gerade an den Ju-

gendlichen nicht spurlos vorbei. „Wir sind auch eine vulnerable Gruppe, nur nicht im medizinischen Sinne“, betont Née. Wohl überständen die meisten Kinder und Jugendlichen, die sich mit dem Virus infizieren, die Ansteckung ohne größere Komplikationen. Aber der *Lockdown* und die außerordentlichen Lernbedingungen waren für viele Schüler und Studentinnen eine große Herausforderung. Nicht nur, weil sie ihre Freunde nicht wie gewohnt treffen konnten. „Die Jugend ist die Phase im Leben, wo man sich entdeckt, Neues ausprobiert und rausgeht“, erzählt Estelle Née nachdenklich. Das sei unter Pandemiebedingungen „nur in sehr begrenztem Maß“ möglich.

Viele Jugendliche hätten die Regeln vorbildlich befolgt, findet Née, und in der Schule und an der Uni vorschriftsgemäß Masken getragen und Abstand gehalten. Gerade am Anfang herrschte einige Verunsicherung, was das Übertragungsrisiko betraf: „Manche haben daheim jemanden, der zur Risikogruppe zählt. Den galt es zu schützen.“ In der Öffentlichkeit jedoch dominierte bald das Bild der uneinsichtigen selbstbezogenen Jugend, die trotz Ausgangssperre illegale Partys feiert. „Es gibt in jeder Altersgruppe Menschen, die gegen die Auflagen verstoßen, weil sie meinen, die Krankheit sei nicht so schlimm, oder einfach, weil sie sich in ihren Freiheiten beschnitten sehen und partout nicht darauf verzichten wollen“, betont die Unel-Sprecherin. Sie habe die Jugendlichen größtenteils als sehr diszipliniert erlebt, bricht sie eine Lanze für ihre Generation. „Ich finde, darauf können wir stolz sein.“ ●

Une jeunesse inquiète

France Clarinval

Le coronavirus touche relativement peu les jeunes dans ses formes graves. Mais les conséquences de la pandémie les frappent en affectant leur vie sociale, leur santé mentale, leur formation et leur niveau de vie. Témoignages

En ce vendredi 22 janvier, Marine*, Jana et Célia poussent un grand « ouf » de soulagement. L'une en kinésithérapie, l'autre en graphisme et la troisième en médecine, les trois Luxembourgeoises de 21 ans étudient à Bruxelles depuis trois ans. En ce vendredi, donc, les examens du premier semestre sont terminés et elles ont bien l'intention de fêter ça... Mais faire la fête, depuis l'apparition du Covid-19, ce n'est plus vraiment possible. Avec les contraintes belges du couvre-feu à 22 heures et l'interdiction de recevoir plus d'une personne, la fin des examens n'aura pas la même saveur... à moins de passer outre les règles. « La seule façon de supporter tout ça, c'est de tricher », reconnaît Marine qui accueillera chez elle « quelques amis de la fac pour fêter entre nous malgré tout ». Pas un grand raout avec des dizaines de personnes, mais une fête quand même, entre personnes qui se connaissent. « On n'est pas irresponsables, on fait attention, mais il y a un moment où il faut pouvoir lâcher la pression, surtout après un premier semestre où on a eu presque tous les cours en ligne », admet Célia.

Zoom, Teams, Webex ou Google Meet n'ont plus de secret pour ces étudiantes qui suivent leurs cours et passent leurs examens « en visio », comme elles disent. « On nous a annoncé que le deuxième semestre serait aussi donné à distance. C'est difficile de garder la motivation », convient Jana. L'étudiante à La Cambre a pu échanger avec ses professeurs, en atelier, en début d'année, mais désormais tout se passe par écran interposé. « Au point de vue technique, ça va, j'ai mon ordinateur avec les logiciels dont j'ai besoin. Mais au niveau des échanges d'idées,

de la recherche de concepts... c'est quand même mieux quand on peut parler avec nos profs et nos camarades, c'est mieux de pouvoir aller voir des expositions, s'inspirer, se nourrir pour faire avancer nos projets. » Il faut une sacrée discipline aux étudiantes et étudiants pour continuer, coûte que coûte, à suivre les cours. « On a tous craqué au moins une fois en se disant qu'on allait laisser tomber et arrêter nos études », ajoute celle qui a fini par rentrer chez ses parents au Luxembourg, pour retrouver « une vie de famille, une plus grande maison, un environnement plus agréable par rapport à un petit appartement d'étudiant en colocation ». La cohabitation avec les parents n'est pas toujours idyllique : « Heureusement qu'on s'entend bien, mais c'est quand même curieux de se retrouver comme il y a trois ans, avec mes parents et ma sœur. C'est un peu une régression par rapport à la vie indépendante que je mène à Bruxelles, où je fais les courses, je cuisine, je fais ma lessive... »

« Heureusement que c'est ma troisième année. Je pense qu'en première, je n'aurais pas tenu le coup parce que je n'aurais connu personne », relate Marine. Elle s'estime même chanceuse de pouvoir suivre les travaux pratiques « en présentiel » (avec des groupes réduits, des prises de température, le port du masque, bien évidemment). « On voit toujours les mêmes quelques personnes, impossible de nouer des contacts avec d'autres, par exemple les étudiants des années supérieures qui pourraient nous aider », regrette-t-elle en pointant aussi la difficulté de rester motivée et concentrée « devant un écran, avec un prof qui ne sait pas si on écoute ou pas, avec des technologies parfois défaillantes, la diffi-

culté pour interagir ». Plusieurs enquêtes, notamment en France, font état de jeunes qui décrochent, ne suivent plus les cours, ne présentent plus leurs examens. « Si les lycées donnent les cours en présentiel, de manière presque normale, il devrait bien y avoir moyen de faire la même chose dans les universités », soupire Marine. C'est d'ailleurs ce que plaident plusieurs tribunes d'un collectif d'enseignants parues récemment dans *Le Monde* qui appellent au retour dans les salles de classes pour lutter contre l'isolement et la précarité croissante des étudiants.

Génération sacrifiée

Pour les trois amies du Luxembourg, la vie estudiantine aurait dû être synonyme de spontanéité, de rencontres, d'insouciance, de découvertes, de sorties, en marge des études : « Normalement, ce sont les années où on peut profiter, vivre notre jeunesse, avant de rentrer dans la vie professionnelle et la vie de famille. Et ce n'est pas possible en ce moment. C'est très frustrant, c'est même triste. On vit comme des vieux », exprime Célia qui constate aussi que tout le monde est « plus triste, plus irascible et parfois malveillant », comme ses voisins qui ont appelé la police le soir du Nouvel An alors qu'ils fêtaient ça à quatre dans son appartement. « Les policiers sont généralement compréhensifs s'ils nous croisent juste après le couvre feu ou si on est un peu plus nombreux... Ils savent que c'est difficile ».

Grâce aux bourses du Luxembourg, la question financière est moins cruciale pour ces étudiantes que pour bon nombre de

leur copains et copines. La plupart des jobs étudiants sont dans le secteur de la restauration et des bars qui est fermé pour plusieurs semaines encore. « Ne pas avoir nos jobs, ce n'est pas seulement être privée d'un revenu, c'est aussi dire adieu à tout contact social, notamment en dehors de notre environnement habituel de l'université et faire une croix sur des expériences professionnelles, qui, même si elles sont éloignées de nos futurs métiers, nous donnent des compétences sociales importantes », estime la future kiné qui craint aussi pour la valeur qu'aura son diplôme : « J'ai peur de ne pas être prise au sérieux, que ma formation ne soit pas bien considérée ».

Il ne fait désormais plus de doute que les jeunes sont plus touchés que les autres groupes d'âge par les mesures restrictives, qui ont eu un effet négatif sur leur éducation, leur situation économique et sociale, leur bien-être et leur santé mentale. Des niveaux plus élevés de dépression, de solitude, de tension et d'anxiété, voire de pensées suicidaires (il y a eu plusieurs cas de passage à l'acte en France récemment). « On a le sentiment de ne pas être écoutés ni pris en compte : on nous demande des efforts considérables pour sauver une génération qui nous a déjà légué une planète dans un sale état... On est vraiment une génération sacrifiée », conclut Marine. ●

* Marine est la fille de l'auteure de l'article

LUXEMBURGER RAPPER MAZ

“That Mazk I’ve been wearing”

Das Haar ist ab, der Sound geradezu zornig: „I get it“ heißt das Video, das Luxemburgs Rap-Aushängeschild Maz auf *Youtube* Ende November veröffentlichte (prduziert von Josh Petruccio), im zweiten *Lockdown*.

„Die Pandemie ist mental und finanziell eine echte Belastung“, sagt der 21-Jährige, der neuerdings zwischen Luxemburg und Brüssel pendelt. Dort vertieft er Kenntnisse in Tonproduktion und Abmischen und wohnt mit Musikkollegen und Jugendfreund Chaild zusammen. Die beiden kennen sich aus der Schulzeit. „Hier in Brüssel ist in Sachen Musik vieles einfacher. Aber jetzt liegt auch das danieder.“ Konzerte sind und bleiben die Haupteinnahmequelle für Musiker – und die fallen reihenweise aus.

„Ich bin durch eine schlechte Phase gegangen“, räumt Maz freimütig ein. Sobald es wieder geht, will er neu durchstarten

Am Anfang habe er den *Lockdown* noch cool genommen, als Anlass zur „inneren Reflexion“, erzählt Maz, der mit bürgerlichem Namen Thomas Faber heißt. „Das Jahr 2019 war verrückt. Ich war ständig unterwegs, auch im Ausland“, erinnert er sich. Im Dezember 2019 hatte er seine EP *Sleepwalker* herausgebracht. Aber gegen Ende desselben Jahres fühlte sich der Rapper mit Talent zum (englischsprachigen) Wortspiel ausgelaut. „Ich bin durch eine schlechte Phase gegangen“, erzählt er freimütig. Der schnelle Erfolg nach der Veröffentlichung seines ersten Albums *Immortalisation* war ihm zu Kopf gestiegen, alle wollten etwas von ihm. Und er wusste nicht mehr so recht, wo er stand, musikalisch aber auch persönlich. Dann kam das Coronavirus. Und plötzlich wurde es still. Totenstill.

„Eigentlich hatte ich mich noch auf ein tolles Konzert mit Kollegen in der Rockhal gefreut.“ Der Saal war gebucht, die Tickets verkauft. Premierminister Xavier Bettel verkündete den Ausnahmezustand, kurzfristig musste das Event abgesagt werden, die Lautsprecher blieben still, die Musiker zuhause. „Ich war viel daheim und habe einen Gang zurückgeschaltet.“ Endlich Zeit, zur Ruhe zu kommen, die Dinge sacken zu lassen. „Das fand ich eigentlich ganz in Ordnung so.“

Als dann im Sommer wegen sinkender Covid-19-Infektionszahlen die Ausgangsbeschränkungen wieder gelockert wurden, war Maz gut drauf: „Alles wurde offener, man konnte Leute treffen. Ich habe echt geglaubt, wir können wieder raus und bald wieder richtig und live Musik spielen.“ Im September war er nach Brüssel umgezogen. Aber die Freude währte nur kurz. Dann war erneut alles zu. Die zweite Infektionswelle war über Belgien geschwappt und das mit

voller Wucht. „Hier waren die Auflagen sogar noch strenger als in Luxemburg.“

Diesmal fiel es ihm schwerer, mit den Einschränkungen umzugehen. „Ich erlebe das Leben momentan als schrecklich flach und eintönig“, sagt er nachdenklich. „Es geschieht nichts.“ Die Höhepunkte in der Woche reduzierten sich auf daheim in der Wohngemeinschaft etwas Leckeres zu kochen und spazieren zu gehen. „Das ist schon traurig“, so der Musiker. Der Austausch, die Treffen mit Freunden, aber vor allem das Live-Musikmachen fehlen ihm, der von sich selbst sagt, „immer und ständig nachzudenken und Negativität aufzusaugen, ohne es zu wollen“. Es sei keine gute Zeit. „Wir werden vollgeballert mit Katastrophen-News.“ Sensibel sei er auf die Nachrichten aus aller Welt. Und wie so viele Rapper zeigt er diese Verletzlichkeit in seiner Musik, zelebriert sie geradezu, ohne dabei gekünstelt zu wirken. „Ehrlichkeit ist mir wichtig. Ich singe, was ich fühle.“

Die Musik als Anker, als Ausdrucksform, um schwere Gedanken zu verarbeiten: Maz packt melancholische Emotionen in kraftvoll poetische Reime, auf Englisch, das er sich selbst beigebracht hat. Über den Herbst spielte er neue Songs ein. „Ich will die Energie, wie ich die Welt sehe, in Musik umsetzen.“ Und: „Ich habe noch nie so sehr gespürt, wie viel mir Musikmachen bedeutet.“ Kein Wunder, dass das Video, das er nach der Zwangspause veröffentlichte, „I get it“, aggressiver, düsterer klingt als früheres Songmaterial. Helle Töne, dann: „So take a close look at that mazk I have been wearing. I am about to take if off“, schraubt sich Maz' Sprechgesang langsam in die Höhe. „I am changing“. Schwere Beats. „I get it, I get it, I get it.“ Der Kampf mit sich selbst, der frustrierende Druck, ungebeten Erwartungen anderer entsprechen zu sollen. Und sein wütender Ausbruch: Schluss damit.

Schon der Vorgänger „Coma“ war schwerer als die Songs, die der Hip-Hopper auf seinem Album veröffentlicht hatte. Auffällig sind die deutlichen Anleihen beim Nu Metal. Seien es die Gitarrenriffs, das Schlagzeug oder die Reise zwischen Verletzlichkeit und Wut. Vor allem aber Maz' Stimme, weniger Sprechgesang, dafür mehr Schreien, *Screaming*, wie es im Genre heißt. „Ich habe stimmlich viel gearbeitet und dazugelernt“, sagt Maz. Einfluss hatte sicher auch, dass sein Freund, Drummer Sasha Hanlet von der Luxemburger Metallband von Mutiny on the bounty, mit von der Partie ist.

Am 8. Februar soll der nächste Song als Video auf *Youtube* erscheinen. Die Visuals seien dunkler, verrät der Luxemburger. „Ich mag Horror-Movies.“ Einen Vorgeschmack gab es im „I get it“-Video zu sehen: Da entsteigt Maz im weißen T-Shirt in tiefer Nacht einem glänzenden Wasserloch: „I'm a black hole. I want that soul. I want that road“, singt er. Das (Rapper-)Leben als ständiger innerer Kampf. I get it. ● Ines Kurschat



Maz auf einem Konzert vor einigen Jahren, da noch mit Kurzhaarfrisur

Million dollar babies

Pierre Sorlut

L'argent de poche, un vecteur de fidélisation cher aux banques



Argent de poche contre baskets

Effet pandémie Tout se mange aujourd'hui à la sauce Covid-19. La thématique de l'argent de poche n'y échappe pas. La banque ING a ainsi tenté en septembre dernier de voir un lien entre le confinement, les gestes barrières et la distribution de sous aux enfants par les parents. La banque néerlandaise relève qu'aujourd'hui seuls les deux tiers des parents donnent l'argent de poche en liquide, alors que le pourcentage s'élevait à 86 pour cent en 2017. Effet pandémie ? Toujours est-il qu'ING s'est érigée en leader de la publication *corporate* sur un créneau apprécié des banques : l'épargne des enfants à travers l'argent de poche. La banque avait ouvert la brèche via une étude quantitative réalisée en 2014, ING International Survey. Ce sondage opéré sur 12 000 personnes originaires de treize pays européens révélait que les personnes ayant reçu de l'argent de poche quand elles étaient jeunes maîtrisaient « mieux leurs dépenses » à l'âge adulte. Depuis, ING (qui propose le service « Junior Savings ») livre régulièrement des publications sur l'argent de poche pays par pays. Le Luxembourg se classe parmi les cinq premiers en termes de proportion de parents qui donnent de l'argent aux enfants. Les parents luxembourgeois seraient parmi « les plus généreux », un facteur à lier au coût de la vie et aux salaires (au pouvoir d'achat donc). Mais les chiffres ne paraissent pas.

Old school En 2019, la BIL (qui offre ses comptes Billy, le petit écureuil violet) s'est penchée sur le sujet par le truchement des comportements bancaires de plus de 200 jeunes de 14-20 ans du Lycée Aline Mayrisch, dont une large majorité sont des Luxembourgeois (90 pour cent). Vu l'amplitude des âges des élèves, la répartition homogène de l'argent de poche donné par les parents n'étonne guère. 29,5 pour cent reçoivent entre cinquante et cent euros, 25,6 entre 25 et cinquante, 20,8 entre cent et 200 et 19,8 pour cent entre zéro et 25 euros. 4,3 pour cent reçoivent plus de 200 euros.

Pour ce qui concerne les supports bancaires, 80 pour cent des jeunes interrogés disposent d'un compte courant. 76 pour cent ont une carte de débit, vingt pour cent une carte de crédit. Pour transférer de l'argent, ils sont 21 pour cent à procéder par virement, 19 par Digicash. Douze pour cent disposent d'un compte Paypal. « Face à une génération hyper connectée, nous nous attendions à ce que nos répondants privilégient essentiellement la banque à distance. Nous avons donc été plutôt surpris de constater que presque soixante pour cent des sondés ne disposent pas

encore d'un espace de banque en ligne ou ne s'y rendent jamais », relève l'établissement de la route d'Esch.

Plus surprenant encore, 63 pour cent des répondants au sondage envisagent en premier lieu le rapport avec la banque via l'agence, pour 38 pour cent par téléphone. L'email et la messagerie sécurisée ne sont considérés que bien après. La demande de sécurité ressurgit néanmoins comme critère le plus important pour une banque à 90 pour cent, loin devant l'accessibilité (57 pour cent). La banque ne prétend pas à ce que ces résultats reflètent « une image fiable du pays », mais tire néanmoins une conclusion : Les jeunes « apprécient la simplicité et l'accessibilité de leur banque, mais ils recherchent aussi et avant tout un partenaire fiable et capable de les accompagner dans la gestion de leurs besoins financiers futurs. Plutôt rassurant », juge l'établissement de

la route d'Esch, bien à propos. Dans une logique commerciale déjà éprouvée, la banque cherche à nouer un lien via le parent dès le plus jeune âge afin de fidéliser sa clientèle.

Depuis 1961, la Caisse d'épargne de l'État passe outre l'intermédiation parentale pour accéder à l'enfant avec ses « Spuerbéchse ». Ces petites tirelires dotées de cinquante euros (autrefois cent francs) distribuées lors des fêtes de l'épargne scolaire aux élèves de première année d'école primaire bénéficient d'un passe-droit assez remarquable de la part des communes, révélateur de la possibilité pour les banques d'entrer dans les écoles. La tendance s'est même institutionnalisée ces dernières années, mais dans une logique moins commerciale.

Et au début, il y avait un comité Consécutivement à la crise des *subprimes*, durant laquelle des banques, des professionnels de la finance et des agences de notations sont tombés dans le panneau des crédits pourris, a germé l'idée louable d'ériger « une stratégie nationale en matière d'éducation financière ». Quoi de plus logique pour un centre financier international, deuxième place mondiale pour la distribution de fonds d'investissement et domicile de 17 fonds « madoffés » ? En 2012, quatre ans après, le régulateur financier la CSSF a créé le Comité pour la protection du consommateur financier, un aréopage d'associations plus ou moins liées à la finance, à la consommation et aux jeunes. Après deux ans de réflexion, ces sages ont conclu que la prévention était clé et qu'il convenait d'investir dans l'éducation financière. CQFD.

En 2014, un groupe ad hoc est né pour préparer une stratégie nationale en matière d'éducation financière. Des initiatives éparées ont vu le jour. Relevons « d'Woch vun de Suen » organisée par le lobby des banques. L'ABBL (plus précisément sa fondation) envoie ainsi une semaine par an des professionnels de la finance à l'école fondamentale pour sensibiliser les enfants à l'argent, « apprendre aux jeunes âgés de dix à douze ans à mieux gérer leur argent et leur épargne et par conséquent les sensibiliser à l'importance de la maîtrise budgétaire pour leur avenir ».

Selon les conseils du *Jugendtamt*, les enfants de quatre à neuf ans peuvent recevoir entre 0,5 et trois euros par semaine. Ceux entre dix et treize ans, entre treize et 22 euros par mois. Les grands de quinze à 18 ans ou plus, entre 25 et 70 euros par mois. ●

TIPPS & NEWS

Rassismus bekämpfen

Breaking the Silence oder *Brieche den Taboo* heißt eine anti-rassistische Online-Fotoserie, die der Luxemburger Andy Schammo vergangenen Sommer ins Leben gerufen hat. Rund 50 Leute hat der Student der Erziehungswissenschaften für sein Projekt, das Menschen, die Opfer von rassistischen, sexistischen und/oder homophoben Diskriminierungen oder Anfeindungen geworden sind, eine Plattform und eine Stimme geben will. „23 waren bereit, sich mit ihrem Bild und einem persönlichen Zitat zu zeigen“, erzählt er dem *Land*. Ein sehr mutiger Akt, denn obwohl es mehrheitlich positive Reaktionen gegeben habe, seien auch „einige negative“ dabei gewesen, so Andy Schammo. Teilnehmer/innen hätten sich im Rückblick gefragt, ob sie das nächste Mal nicht lieber anonym blieben. Andy Schammo macht sich schon länger Gedanken zu sozialen Ungleichheiten in der Welt. Er wünscht sich eine Welt, „wo uns bewusster ist, was wir sagen und wie verletzend das sein kann“. Generell sei es wichtig, zu hinterfragen, „in welcher Welt man lebt und von welchen Strukturen man profitiert“, so Schammo, dessen Politisierung als Schüler mit der Problematik der Arbeits- und Menschenrechte in der Textilindustrie begonnen hatte: „Mich interessierte, woher unsere Kleidung kommt.“ Dass er als weißer, heterosexueller, männlicher Luxemburger Vorteile genieße, die andere nicht haben, „ohne etwas dafür tun zu müssen“, sei ihm schon oft aufgefallen. Schammo versteht seine Plattform als den Versuch, „nicht die Welt zu retten“, sondern anhand von persönlichen Berichten Alltagsdiskriminierungen aufzudecken und „unsere Rolle darin zu hinterfragen“. Manche hätten trotzdem abgestritten, dass es hierzulande Diskriminierung in der Schule, auf der Arbeit, in der Freizeit gäbe, „wenn auch vielleicht latent“, oder gesagt, dass sie das nicht so schlimm finden. „Wir haben gut reden, wir erleben das ja nicht tagtäglich“, so Schammo. „Pervers“ sei, wenn Menschen mit dunkler Hautfarbe, die diskriminiert werden und den Mut fänden, dies öffentlich zu machen, „dann unterstellt wird, sie würden lügen“. „Wenn ich sage, dass es Rassismus gibt, quasi als einer von ihnen, dann hören manche eher hin“, so Schammo, der sich mehr Bewusstsein für Rassismus und andere Diskriminierungen in der Luxemburger Schule wünscht. Die Idee des 28-Jährigen, wie das erreicht werden könnte: „Anti-Rassismus und Anti-Diskriminierung gehören auf den Lehrplan für jede/, der oder die im Schulwesen arbeitet“. ik

Paradise lost



„East of Eden“ heißt der neue Song von Hannah Ida (Foto: sb) und Florian Van Kooy, der am veröffentlicht wurde. Darum geht es um Ausschluss und Heteronormativität. Sie sei gut durch den ersten *Lockdown* gekommen, erzählte Hannah Ida dem *Land*. Sie habe Zeit genutzt, um Musik und ihr jüngstes Video einzuspielen. Der *Lockdown* sei

ihr zunächst entgegengekommen, so die publikumsscheue Sängerin, die im Frühjahr 2020 ihr Abitur bestanden hat. Inzwischen aber sei auch ihre Stimmung gedrückter, „auch weil Winter ist und sich das so lange hinzieht“, seufzt Hannah Ida, die an weiteren Songs feilt. ik

Covid-Kids

61 Kinder und Jugendliche unter 20 Jahren wurden wegen Covid-19 seit Ausbruch der Pandemie Ende Februar 2020 ins Krankenhaus eingeliefert, davon sechs auf die Intensivstation. Premier Xavier Bettel hatte im Magazin *Revue* davor gewarnt, Kinder bei der Haushaltsgröße nicht zu berücksichtigen, die sich unter Corona-Bedingungen treffen können. „Wenn man die Zahlen anschaut, sieht man klar, dass Menschen unter 20 Jahren schon einen gewissen Prozentsatz bei den Hospitalisierungen ausmachen.“ Allerdings treten bei jungen Menschen auch weniger oft große Komplikationen bei einer Erkrankung auf, so Bettel, dersch im selben Interview „wütend“ darüber gezeigt hatte, dass Menschen zu Hunderten trotz Pandemie Party feierten. ik

Weltbeste Fotos

Die wohl berühmteste Fotoausstellung der Welt, die 63. Auflage der *World Press Photo Exhibition*, gastiert derzeit in der Kulturbeggnungsstätte Neimënster im Grund in der Hauptstadt (Foto: sb). In dem Rahmen veranstaltet das Zentrum für politisch Bildung zwei kostenlose Fotowerkstätten für Jugendgruppen mit dem Profi-Fotografen und früheren *Land*-



Lehreranwärter Andy Schammo setzt sich ein für eine Schule ohne Diskriminierung

Fotoredakteur Patrick Galbats. Wer mitmachen will und lernen will, was kraftvolle aussagekräftige Fotos ausmacht, kann sich per E-Mail bei fabienne.bernardini@zpb.lu anmelden. Die vierstündigen Kurse finden auf Deutsch, Englisch, Französisch und Luxemburgisch statt. ik

Geld ist (nicht) alles



„Wenn Du in die Schule gehst und jemand trägt dasselbe Outfit wie Du, ist das richtig peinlich“, sagt die elfjährige Melanie. Wenn so etwas vorkomme, dann trage sie das Outfit nie wieder und gebe ihnen den „dirty look“, sagt sie. Melanie ist ein(e)s von mehreren Kindern und Jugendlichen, die die US-Filmemacherin Laura Greenfield für ihren preisgekrönten Dokumentarfilm *Kids & Money* zu ihrem Konsum und ihren Lebensstil interviewte, einen Film, den Openscreen Asbl. in Luxemburg am 15. Januar via *Zoom* gezeigt hat. Die Idee von *Openscreen* ist simpel: Filme gemeinsam schauen und mit Interessierten besprechen. Dazu werden Expert/innen eingeladen (*d'Land* für *Kids & Money*. Der Gegensatz Armut und Reichtum prägt Luxemburg ebenso). Und weil das Coronavirus immer noch grassiert, geschieht das alles online. Für die nächste Aufführung heißt es sich noch etwas zu gedulden, sie ist für April geplant. Infos unter [openscreen.lu](https://www.openscreen.lu)

Benjamin Kinn

heißt der neue Präsident der Association des Cercles d'Etudiants Luxembourgeois (ACEL), der auf dem virtuellen

Kongress des Dachverbands der Studentenvereinigungen gewählt wurde. Kinn, Medizinstudent in Frankfurt am Main, war bisher Vizepräsident. ik

Parkour und mehr

Auf der *Homeschooling*-Plattform des Bildungsministeriums www.schouldoheem.lu gibt es seit einiger Zeit Video-Tutorials. Grundschulkinder (bis Cycle 4, also auch Teenager) können Wissenswertes über Mülltrennung und Recycling erfahren, Computer kodieren oder mit Anleitung Jonglierbälle basteln. Je nach Interesse und Wissensstand. Leider sind etliche Beiträge nicht optimal produziert, die Kameraführung ist holprig und manch methodischer Ansatz erinnert ans Verkaufsfernsehen aus den 2000-ern. Dafür gibt's nützliche Lebenstipps, wie coole T-Shirts zusammenfalten, oder liebevolle Unterhaltung, wie die *Geschicht iwwer 3 Bieren an e frecht Meedchen* mit Enrico Falchero und Annick Sinner. Für die Größeren bietet *aktivdoheem.lu* sportliche *Challenges* mit Profis, wie Judoka Claudio Nunes dos Santos, der sich um seinen Vater hangelt, ohne mit den Füßen den Boden zu berühren. Oder Tennisspielerin Eléanora Molinaro, die mit je einem Tennis- und einem Basketball gleichzeitig lässig durch den Garten dribbelt. Lynn Jung führt in Kraftübungen ein, die jene Muskel-Fans sind. *Parkour* ist ein in Frankreich entstandener *Outdoor*-Extrem sport, bei dem es darum geht, so schnell wie möglich von A nach B zu kommen. Der öffentliche Raum wird dazu als Sportgerät genutzt. Mauern, Zäune, Treppen,



alle Arten von Hindernisse werden überwunden, per Rückwärtssalto, mit verrückten Körperdrehungen und Sprüngen, von Dach zu Dach. Lynn zeigt Übungen für Bauch- und Beinmuskeln, den *Squat Jump* oder den *Cat Leap*, die man draußen oder daheim im Garten üben kann, corona-gerecht, ganz ohne Hilfsmittel. ik

Klischees im Kopf?



Cliche.lu heißt die neue Internet-Plattform, die sich pädagogisch und künstlerisch mit Migration und einer Gesellschaft im Wandel auseinandersetzt. Ins Leben gerufen wurde die Online-Sammlung an Texten, Bildern und Veranstaltungshinweisen vom Centre d'éducation interkulturelle (IKL), der Ausländerorganisation Asti und der œuvre nationale de secours Grande-Duchesse Charlotte. Die Fotos sind keine unbekannten, sondern stammen aus der Ausstellung *Mataneen* mit den Fotograf/innen Sophie-Ann Lindström, dem ehemaligen *Land*-Fotografen Patrick Galbats und dem *Land*-Kulturkorrespondenten Sébastien Cuvelier. Inspirieren können sich Lehrbeauftragte und Interessierte jeden Alters. ik

Queer und anders

Wer sich Fragen stellt zu seiner, ihrer, ... (Geschlechts-)Identität kann sich an Roby Antony von Cigale wenden, dem Centre LGBTQ+, oder eine E-Mail an info@cigale.lu schicken. Das Zentrum ist in die 16, Rue Notre Dame umgezogen, befindet sich also weiterhin im Stadtzentrum. Die meisten Anrufe während des *Lockdown* drehten sich um Fragen

zu Transsexualität, Non-Binarität, Gender fluidity und mehr, so der Sozialpädagoge Antony. Eine Jugendgruppe existiert bei Cigale derzeit nicht. „Diese Gruppen bestehen eine Weile und lösen sich auf, wenn sie ihren Zweck, das Kennenlernen und den Austausch“, erfüllt haben, sagt Roby Antony. ik

Jugendstrafrecht kommt

Im Justizministerium wird mit Hochdruck an einem Entwurf gearbeitet, der die Rechte Jugendlicher, die straffällig geworden sind, neu regeln soll. Die Diskussionen um eine überfällige Reform des antiquierten Jugendschutzes von 1992 dauert schon zwei Jahrzehnte, einen ersten Entwurf hatte der Vorgänger der grünen Justizministerin Sam Tanson, Félix Braz, vorgelegt. Allerdings hatte der Text verschiedenen Vorgaben der UN-Kinderrechtskonvention nicht genügt. Mit Hilfe der ehemaligen Richterin und einstigen Vorsitzenden des UN-Kinderrechtsausschusses, Renate Winter, nahm Tanson (Foto: sb) einen zweiten Anlauf. Inzwischen liegt ein Text vor. „Wir sind dabei, die großen Leitlinien in einen soliden Gesetzestext umzusetzen“, erklärte Tanson dem *Land*. Dabei geht es zum Beispiel um die Frage, wie lange Jugendliche



für welche Straftaten eingesperrt werden dürfen und was das Mindestalter ist, um überhaupt ins Gefängnis zu kommen. Steht dieser Text, soll er mit den Jugendgerichtsbarkeiten diskutiert werden, bevor er dem Parlament vorgelegt wird. Tanson hofft, dies

könnte zum Sommer geschehen. Gleichzeitig laufen Beratungen mit dem Erziehungsministerium zum zweiten Teil über einen verbesserten Jugendschutz. Allerdings müssen für beide Teile neben Rechtsfragen noch Fragen des Zusammenspiels mit wichtigen Institutionen, wie dem Jugendamt oder der geschlossenen Jugendanstalt Unisec, geklärt werden. ik

Brauchst Du Hilfe?



283 Anrufe gingen beim Kanner-Jugendtelefon unter der Nummer 116 111 während des ersten *Lockdown* zwischen dem 1. März und dem 19. Mai ein. So die schriftliche Antwort von Erziehungsminister Claude Meisch (DP) auf eine parlamentarische Anfrage der Grünen Djuna Bernard. Das Centre psychosocial et d'accompagnement scolaire (Cepas, S. 24) beriet zwischen 16. März bis 26. Juni 434 Jugendliche, dies in insgesamt 1 136 Beratungen, die entweder per Telefon, über Visio oder im direkten Gespräch erfolgten. Die Cepas-Mitarbeiter/innen hatten speziell für den *Lockdown* mobile Telefone erhalten, auf denen sie 119 Mal angerufen wurden. Die Helpline der Regierung 8002 9090 beriet zwischen 25. März und 15. Mai 41 Jugendliche und dies in 56 Gesprächen. Es gibt noch weitere Dienste, wie den Service speziell für Schulkinder mit Migrationshintergrund (Secam) oder für jene, die neu nach Luxemburg gekommen sind: Auch sie haben einen deutlichen Anstieg an Beratungen zu verzeichnen. Wer heute Hilfe sucht, weil er oder sie sich gestresst und unwohl fühlt, kann beim Kanner-Jugendtelefon anrufen oder sich auch direkt an die Mitarbeiter/innen der Jugendhäuser oder die schulppsychologischen Dienste wenden. ik

Jugendhaus 2.0?

Das Gaspericher Jugendhaus war richtig fix und hat das Krav-Maga-Training im ersten *Lockdown*, schwupps, auf online umgestellt. Wer eine App installierte, konnte daran teilnehmen. Andere Jugendhäuser haben von der digitalen Revolution dank Corona weniger mitbekommen: Auf der Webseite des Jugendtreffs in Mamer lässt das Januar-Programm immer noch auf sich warten, das Merscher Jugendhaus zeigt Termine aus dem Jahr 2018. Back to the Future. Dabei haben sich Jugendhäuser zusammengetan, um während der corona-bedingten Ausgangsbeschränkungen den Kindern und Jugendlichen dennoch was zu bieten. Das Problem: Wer die Adresse nicht kennt, findet es nicht. Beim Jugendtreff Déifferdang stehen zwei DJ Workshops für Februar angekündigt, aber unter dem Menüpunkt Programm verliert sich ihre Spur. Andere sind eher auf *Facebook* aktiv (obwohl unter Jugendlichen nicht das Medium der Wahl). Wie das Jugendhaus Schëtter. Wer auf dessen Homepage Genauer erfahren will, bekommt nur Zugriff mit einem Passwort und einer ID. Aber wie man diese wederum erhält, steht da nicht. Leute in den Jugendhäusern, ginge das mit der Online-Präsenz nicht vielleicht etwas besser? ik

(Fast) Allein zu Haus

Ines Kurschat

Es piepst. Die aufblinkende Textnachricht kündigt eine kleine Verspätung an. Patrick kommt jeden Tag von der Schule aus Esch mit dem Zug. Also, normalerweise. Wenn kein Corona wäre. Derzeit ist seine Klasse gerade im Modus Präsenzunterricht und er wollte nach dem Unterricht eigentlich in Richtung Land-Redaktion, aber sein Zug ist nicht pünktlich.

Avelino kam direkt zum Treffpunkt. Er ist Schüler einer Handelsklasse in der Hauptstadt, aber ist gerade zuhause im Online-Unterricht. „Auf Dauer ist das nicht sehr spannend“, sagt er. ER lerne vor allem zuhause in seinem Zimmer. Seit Wochen gehe das schon so.

Die beiden jungen Männer wohnen zusammen in einem Haus in Bonneweg. In einer großen Villa nicht weit vom Bahnhof lebt eine Gruppe Jugendlicher in einer Wohngemeinschaft. Wobei: So richtig zusammenwohnen tun sie nicht: „Jeder ist ziemlich für sich“, erzählt Patrick. Denn bewusst zusammengezogen sind die acht nicht: Sie haben eine Unterkunft gefunden in einem Jugendprojekt von der wunnensghellef, das Jugendlichen, die aus welchen Gründen auch immer nicht zuhause bei den Eltern oder Verwandten wohnen, ein Zimmer mit Anschluss bietet. Dort können sie für die Zeit leben, da sie in Ausbildung sind, in der Schule, in der Lehre.

Bei Patrick war es eine plötzliche Trennung, die dazu geführt hatte, dass er und sein Vater fast von einem Tag auf den anderen auf der Straße gelandet wäre – und das im Juli vergangenen Jahres, kurz nach dem der erste Lockdown gerade zu Ende gegangen war. Außerdem hatte ihn die Gesundheitsinspektion gerade wegen eines an Covid19 erkrankten Klassenkameraden in die Quarantäne geschickt. Mit dem Vater wohnen ging nicht. Das heißt: Er wusste nicht wohin. Es war die Schulpsychologin, die ihm unter die Arme griff: Seit dem Sommer wohnt er in der Stadt. Alleine zu wohnen, ein eigenes Zimmer zu haben, gefällt ihm: „Ich habe Freiheiten, die andere Jugendliche nicht haben. Ich kann gehen und kommen, wann ich will. Im Prinzip“, sagt er und grinst.

„Ich habe eine Freundin. Die strengen Besuchsregeln sind ein Problem“

Avelino hat selbst gewählt bei seiner Tante, die noch zwei weitere Kinder erzieht, ausziehen und hatte auch über den schulpsychologischen Dienst von dem Haus erfahren. Seine Mutter war verstorben als er noch ein kleiner Junge war. Mit seinem Vater hat er nur sporadischen Kontakt. Beide, Avelino und Patrick, hatten sich unabhängig voneinander beim Wohnprojekt beworben – und waren dann, nach einem Vorstellungsgespräch mit den Erziehern und nachdem sie eine Selbstverpflichtung unterschrieben hatten, sich an die Hausregeln zu halten und vor allem zu lernen, ins selbe Wohnprojekt gezogen.

Es gibt eine gemeinsame Küche, aber jeder hat einen eigenen Kühlschrank auf dem Zimmer. Und auch sonst läuft in dem Haus nichts zusammen. „Wir dürfen wegen Corona keinen Besuch empfangen.“ Zwischenzeitlich war es mal eine Person pro Bewohner/in. Für die beiden 19-Jährigen ist das hart: Will jemand eine Freundin oder einen Freund treffen, muss das außerhalb machen. „Die Erzieher sorgen sich um die Ansteckungsgefahr“, erklärt Avelino.

Einen Fall gab es in der Zeit wohl. Aber so wichtig gemerkt hatten sie es nicht: Derzeit gehen die meisten eh meistens direkt in ihr Zimmer. „Kürzlich haben uns die Erzieher gesagt, dass jemand neu bei uns eingezogen ist. Aber mir ist der gar nicht aufgefallen“, sagt Patrick. Alle arbeiten oder gehen zur Schule. „Jeder lebt sein eigenes Leben.“ Der Rhythmus ist teilweise zeitlich versetzt, man läuft sich mal über den Weg, wenn es zum Waschmaschine in den Kel-

ler geht. Die meisten sind alt genug und waren schon unabhängig, bevor sie ins Haus gezogen sind. „Ein bisschen einsam finde ich es schon.“, sagt Patrick. „Aber man traut sich derzeit auch nicht, den ersten Schritt zu machen.“

Im Sommer hatten die beiden Erziehe, die die Gruppe betreuen, zur Grillparty im Garte eingeladen, sie packten die Würstchen aufs Feuer, damit sich mal alle kennenlernen. „Aber seit Oktober ist hier nichts mehr los. Wir sehen uns nur auf den Wochenversammlungen, um darüber zu reden, ob alles in Ordnung ist“, erzählt Avelino. Einmal die Woche kommen die Erzieher, eine Frau und ein Mann vorbei, um nach den Rechten zu sehen. Sie sind Ansprechpartner und kümmern sich. Das ist die einzige Routine, die vor Corona schon war und die sich nicht verändert hat.

„Ansonsten ist es schon hart“, sagt Avelino. Wie sie ihre Zeit verbringen, wenn sie keine Freunde einladen dürfen? „Jeder ist auf seinem Zimmer oder man geht raus und trifft sich mal mit einem Freund“. Aber in der Kälte und jetzt, wo die Cafés alle zu haben, sei das keine Option. „Ich gucke Netflix.“ „Ich auch“, wirft Patrick. Beide haben gerade Lupin fertiggeschaut: eine kürzlich veröffentlichte Kriminalserie um einen Betrüger, der eigentlich mit der Gerechtigkeit ringt. Die Hauptfigur Assane kam als Halbwaise aus dem Senegal nach Frankreich, als er ein Teenager war. Sein Vater hatte einen Job als Chauffeur bei einer reichen Pariser Familie. Die jedoch jubelte dem grundehrlichen Mann kurz darauf den Diebstahl eines unbezahlbar wertvollen Colliers in die Schuhe. Im Gefängnis begeht Assanes Vater aus Verzweiflung Suizid. Der Junge steht plötzlich ganz allein da.

Auch auf der Playstation wird gespielt. „Aber ich wohne schon alleine, ich mag mich bewegen, ich muss auch mal Kollegen treffen“, sagt Patric, der keinen Hehl daraus macht, dass er das Besuchsverbot „nicht so gerne hat“. „Ich habe eine Freundin und muss dann immer zu ihr gehen.“ Wäre kein Corona würde er mit den Kumpels Basketball spielen, so

bleibt nur die Konsole. Auch auf Konzerte geht er eigentlich gerne. Alles abgesagt. „Es ist wirklich sehr frustrierend.“ Er vermisst Essen in der Gemeinschaft. „Das ist das Gute an einer Familie. Meine Freunde beneiden mich wohl um meine Freiheit. Aber sie

sehen nicht, dass es im Haus auch ganz schön einsam ist.“ Und wie geht es weiter. Patrick und Avelino blicken sich an und zucken mit den Schultern. „Vielleicht wird es im Sommer besser. Aber so richtig glaubt da keiner dran.“ ●



Avelino (links) und Patrick von ihrem WG-Haus

K-POP GEGEN CORONA-FRUST

Life goes on

Ines Kurschat



Lilée mag koreanische Popmusik von BTS

„Ich bin nicht so gerne unter Leuten, deshalb hat es mir gar nicht viel ausgemacht“, sagt Lilée und lächelt etwas scheu in die Webkamera. Die Schülerin des Lycée des garçons in Limpertsberg erlebte den Lockdown im März-April als „pretty okay“. Lilée ist in Vancouver, Kanada, geboren und spricht daher fließend Englisch. „Wir hatten nicht viel zu tun. Unsere Lehrer waren noch nicht wirklich auf Homeschooling vorbereitet. Also blieb Zeit für anderes.“ Zeit, die die 16-Jährige nutzte, um „zu kochen, zu malen, zu basteln“.

Die Schülerin kocht am liebsten koreanisch und japanisch, sie ist vom Fernen Osten fasziniert und vor allem: Lilée steht auf koreanische Pop-Musik. „BTS sind meine Lieblingsband. Blackpink finde ich auch super“, fügt sie hinzu. Was ihr an der Musik gefällt: „Ihre Texte handeln von der Jugend, handeln von Themen, die für meine Altersgruppe wichtig sind“, sagt sie. Die bunten Farben, die Fröhlichkeit der Musik ziehen sie an, „auch wenn es einige düstere Songs gibt“, ergänzt sie. Als BTS (Bangtan Sonyeondan, übersetzt: kugelsichere Pfadfinder) im November weltweit ihr neues Al-

bum *BE* veröffentlichten, mit der Single-Auskopplung „Life goes on“, schrieben begeisterte Fans auf *Youtube*: „Das ist das Beste, was mir dieses Jahr passiert ist.“ Binnen Kürze wurde das Video mit der hoffnungsfrohen Botschaft millionenfach angeklickt, derzeit steht der Zähler auf fast 245 Millionen Klicks.

Auf die K-Bands, wie das jugendliche Pop-Phänomen heißt, wurde die Schülerin durch Klassenkameradinnen aufmerksam: „Die haben mich initiiert“, lacht sie. Das war vor einigen Jahren. Seitdem hält sich die Faszination für diese Musik. Jetzt ist sie Teil der Armee, wie die Gemeinschaft der Fans sich selbstironisch nennt. Mit Militärkult hat das nichts zu tun: Die Mitglieder von BTS sind das Gegenteil: Charmante, lustige, höfliche Strahle-Jungs, die wahrscheinlich jeder Vater gerne als Schwiegersohn hätte. Lilée war mal auf einem K-Popkonzert: „Das geht wegen Corona leider nicht mehr.“ Dass nicht alles Gold ist, was glänzt, weiß Lilée: „Manchmal tun sie mir leid. Die Bandmitglieder stehen sicher enorm unter Druck.“



In ihrer Freizeit, von der sie vergangenes Jahr viel hatte, zeichnet und malt Lilée, richtiger: Sie bemalt T-Shirts, Schuhe und Taschen mit Motiven, die sie aus den Videofilmen oder von den K-Bands kennt, und postet ihre Arbeiten auf *Instagram*. Sie hält einen Nike-Schuh in die Kamera: Ein blaues Pferd mit Herzchen zierte die Seite. „Das ist ein Symbol aus einem Video einer Band; ich habe das nachgezeichnet.“ Auf einer Stofftasche hat sie knallrote saftige Erdbeeren gemalt: Farbenfrohes liegt ihr. Auch die Papierblumen, die sie in stundenlanger Feinarbeit gefaltet hat, sind roter Klatschmohn. Um die fragilen Blüten aus Papier nachzuformen, braucht es Geschicklichkeit und viel Konzentration. „Ich kann stundenlang vor mich hin arbeiten“, sagt sie leichthin.

Das kam ihr zupass. Während der Ausgangsbeschränkungen war sie viel in ihrem Zimmer, nebenan ihr jüngerer Bruder, mit dem sie sich gut versteht. Fitness ist ihr wichtig, draußen und drinnen. Die Zeit des ersten Lockdown hat ihr gefallen, weil „wir uns mehr mitbekommen haben“. Zusammen essen, sich in der Familie austauschen, dafür war vor der Pandemie weniger Zeit: Beide Eltern sind sehr beschäftigt, der Vater ist Profi-Fotograf, die Mutter arbeitet im Veranstaltungsmanagement und ist ebenfalls viel unterwegs.

Im zweiten Lockdown dagegen mussten die Eltern wieder ins Büro und auch der Unterricht fand wieder statt, wenn auch abwechselnd daheim und in der Klasse. „Den zweiten Lockdown habe ich als schwieriger erlebt, weil mir das Lernen über Visio nicht so liegt“, gibt Lilée freimütig zu. In *Teams*, der Visio-Plattform von Microsoft, die die Schulen landesweit verwenden, haben Schüler/innen häufig die Kamera ausgeschaltet. Das können sie sich aussuchen. „Aber sich zu konzentrieren, ist richtig schwer“, gesteht Lilée. Freundinnen ertappen sich dabei, sich abzulenken, mit anderen im Chat zu quatschen oder parallel zu kochen. „Irgendwie ist alles flacher, bleibt Gesagtes nicht so hängen wie im Klassenzimmer“, findet Lilée. Sie hat Glück, das Lernen fällt ihr vergleichsweise leicht: Um sich für eine Prüfung vorzubereiten, liest sie die entsprechenden Kapitel im Schulbuch nach.

Ob sie denkt, dass der Unterricht während der Pandemie dieselbe Qualität hat wie zur Vor-Corona-Zeit? „Nein, sicher nicht“, sagt sie und schüttelt den Kopf. Inzwischen hat ihre Schule auf digitale Plattformen umgestellt, aber nicht jedem/r Lehrer/in liegt das Medium, und die didaktischen Möglichkeiten sind für Ungeübte

Der erste Lockdown war okay, der zweite geht an die Nerven

begrenzt. Manche dozieren, als stünden sie weiter vor einer Klasse, ohne viel Austausch und Kreativität. „Manche lernen besser im Präsenzunterricht. Die können sich überhaupt nicht konzentrieren“, erzählt Lilée. Die einen, weil zuhause kein Platz und keine Ruhe ist. Die anderen, weil sie sich nicht wohl fühlen. Lilée versteht sich gut mit ihren Eltern.

Und trotzdem: Ständig gibt es Ablenkung – *Netflix*, der Chat mit den Freund/innen. Ihr fehlt die Schule aus anderen Gründen: Selbst bei ihr, die sie gut alleine zurechtkommt, zerrt der ausnahmegleiche Zustand allmählich an den Nerven. „Ich würde so gerne einfach mal wieder in ein Café gehen, Leute treffen und unbeschwert quatschen“, sagt sie wehmütig. Noch etwas fehlt ihr: das Reisen. „Für März hatten mir meine Eltern einen Flug nach Kalifornien geschenkt.“ Die Reise fiel wegen der Pandemie ins Wasser. „Es ist schon hart, weil dies jetzt die Zeit im Leben ist, wo man eigentlich rausgeht, Leute kennenlernt, etwas Cooles unternimmt“, sagt sie nachdenklich.

Sie versteht, dass sich bei Freund/innen eine gewisse Pandemiemüdigkeit breitmacht: „Das geht mir auch so.“ Trotzdem hat sie kein Verständnis für Altersgleiche, die heimlich Partys machen oder sich in großen Gruppen treffen. „So dauert der Ausnahmezustand für alle nur noch länger“, sagt sie. Ob sie frustriert ist, dass die Pandemie ihr und ihren Freund/innen die Unbeschwertheit genommen hat? Sie denkt einen Moment nach: „Die Pandemie ist trotzdem nur für eine überschaubare Zeit. Mir machen ganz andere Dinge Sorgen: Der Klimawandel ist nach der Pandemie immer noch da.“ ●